

# DAS MAGAZIN

Dass ich Lehrerin werden will,  
wusste ich, da war ich etwa zehn.  
Mir gefiel die Vorstellung,  
Kindern Wissen zu vermitteln,  
das sie zu selbstständigen,  
kritisch denkenden und  
toleranten Menschen macht.  
Anders gesagt: Ich wollte die  
Welt ein bisschen besser machen.



# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin, Via Nassa 27  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri AG, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36



Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Calatrava Ref. 6006G

FONDATION BEYELER

3. 2. – 26. 5. 2019  
RIEHEN/BASEL



Pablo Picasso, *Acrobate et jeune aréopain*, 1905, Gouache auf Karton, 105 x 76 cm, Privatsammlung, © Succession Picasso/2018, ProLitteris, Zürich

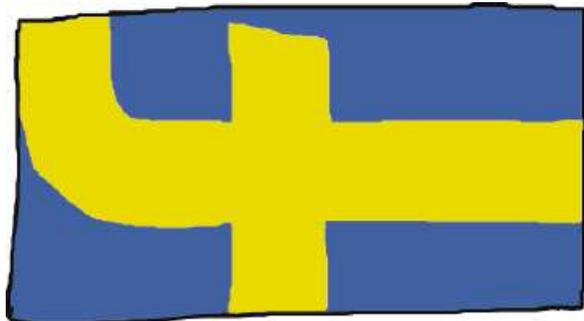
Kultur-  
Highlight  
2019

# Der junge Picasso

*Blaue und Rosa Periode*

Die Ausstellung wird von der Fondation Beyeler organisiert und entsteht in Kooperation mit den Musées d'Orsay et de l'Orangerie, Paris, sowie dem Musée national Picasso-Paris.

## GLÜCKLICH UND ÜBERWACHT



Sind Apps mächtiger als Nationen? Ja. Ist das ein Problem oder die Lösung? Beides. Ein Silicon-Valley-Deuter im Interview. Seite 16

Es geht in diesem Heft zweimal um Überwachung:

1. Der Bevölkerung Chinas geht es wirtschaftlich immer besser – gleichzeitig überwacht der Staat seine Bürger gründlicher denn je. Aber was bedeutet das? Für Kai Strittmatter, langjähriger China-Korrespondent für «Tages-Anzeiger» und «Süddeutsche Zeitung», sind die schwindenden Freiräume, die Allmacht der Partei mit ein Grund, weshalb er China verlassen hat. Nichtsdestotrotz ist seine Abschiedsreportage (Seite 22) eine Hommage an das Leben in dem Riesenreich, an die freundliche Bevölkerung, für die mehrheitlich – dank steigendem Wohlstand – die Staatsüberwachung noch nicht die erste Sorge ist.

2. Wir leben mit sozialen Medien, hinterlassen berufliche und private Spuren bei Google und lassen uns von Kanälen wie Youtube vorschreiben, was uns zu interessieren hat. Das Wissen, das Google, Amazon oder Facebook über uns haben, ist gigantisch. Vor zwei Wochen erklärte Shoshana Zuboff im «Magazin» das wahre Geschäftsmodell dieser Internetriesen, unsere persönlichen Daten sind ihr Rohstoff. Was bedeutet das? Macht uns das unglücklich? Tatsache ist: Die Macht dieser Firmen, ihr Einfluss auf unser Verhalten, beschäftigt uns kaum. Dabei sollte uns das ähnlich in Sorge versetzen wie die Klimakatastrophe. Das Gespräch meines Kollegen Hannes Grassegger mit Tristan Harris (Seite 16) legt diesen Schluss jedenfalls nahe.

**FINN CANONICA**

**GSELLA MACHT SICH EINEN REIM AUF ...**

## ANALPHABETISMUS

Lesen sei was wahrhaft Gutes,  
Lernte man, und eben drum  
Lernte man's und kann und tut es,  
Denn die andern bleiben dumm.

Aber in verkehrten Zeiten  
Stirbt die Rose, die man giesst;  
Und das Gute tauscht die Seiten;  
Und ein Leser, der nur liest  
Das Getwitter und Getrümmer  
Trumps und Orbans oder wo:

Dieser Alphabet ist dümmmer  
Als der dümmste An-. Chapeau!

**THOMAS GSELLA**

Am 27. März liest Thomas Gsella im Kosmos in Zürich:  
«Leute von heute in lichten Gedichten»

- 10** Im Klassenkampf: Eine Primarlehrerin erzählt, wie es wirklich ist und warum sie ihren Beruf trotzdem liebt.  
**VON ALMA PFEIFER**
- 16** «Hat das Silicon Valley unseren Verstand gehackt? Sind wir fremdgesteuert?» – «Gegenfrage: Weiss jemand, der in einer Sekte ist, dass er in einer Sekte ist?»  
Google-Insider **TRISTAN HARRIS** im Gespräch mit **HANNES GRASSEGER**
- 22** Sieben Dinge, die der langjährige Peking-Korrespondent **KAI STRITTMATTER** noch einmal machen wollte, bevor er China verliess. (Nr. 2: Noch einmal auf einer fliegenden Taube sitzen.)
- 6** **JAKOB TANNER** Über das Klima
- 6** **KATJA FRÜH** Über die Männer
- 7** **BEN MOORE** Über den Frostschutz
- 8** **KROGERUS&TSCHÄPPELER** Taktisch oder strategisch?
- 9** **PERSON ORT DING** Freddie Mercurys Lieblingsort
- 9** **HANS ULRICH OBRIST** *Augmented reality* im Museum
- 29** **CHRISTIAN SEILER** Kochen in kleinen Küchen
- 30** **MAX KÜNG** Lieber Bahnhofskiosk
- 31** **EIN TAG IM LEBEN** eines Wing-Chun-Kung-Fu-Meisters



JAKOB TANNER

## Klima-Troubles

Im vergangenen Dezember fand im polnischen Katowice die 24. UNO-Klimakonferenz statt. UNO-Generalsekretär António Guterres redete der internationalen Staatengemeinschaft ins Gewissen. Die zwanzig wärmsten Jahre seit Beginn der Klimaaufzeichnungen hätten sich in den letzten zwei- und zwanzig Jahren ereignet, und die letzten vier Jahre seien die vier wärmsten gewesen. «We are in deep troubles», erklärte Guterres: Dieses *global warming* habe «verheerende Folgen» und sei für viele eine «Frage von Leben und Tod».

Solch dramatische Ansagen wurden seit dem UNO-Rahmenabkommen zum Klimawandel von 1992 immer wieder gemacht, stiessen aber nur auf beschränkte Resonanz. In vielen europäischen Ländern drehen sich die sozialen Kämpfe nach wie vor um Kaufkraft. In Frankreich entzündete sich der Protest der «gelben Westen» an einer Benzinpreissteigerung – wie geht das zusammen mit der Einsicht, dass künftig auf die Nutzung von Erdöl und anderen fossilen Kohlenstoffen ganz verzichtet werden muss, um den Treibhauseffekt zu stoppen?

Wer bisher null Bock auf Klimafragen hatte, für den gibt es jetzt ein Null-Buch, das einen frappanten Durchblick bietet und das Pflichtlektüre aller politischen und wirtschaftlichen Entscheidungsträger sein müsste. In Marcel Hänggis «Null Öl. Null Gas. Null Kohle» (Rotpunktverlag, 2018) wird

erklärt, «wie Klimapolitik funktioniert» und wie mit Widersprüchen umgegangen werden kann. Am Anfang steht ein Paradox: «Der Kern der Lösung des Klimaproblems ist einfach, aber nicht leicht.» «Einfach» heisst: Bei der ganzen Pyrotechnik der Kohlenstoffe kann das Ziel nicht eine Verminderung sein, sondern «Reduktion auf null». «Nicht leicht» heisst: Damit steht ein komfortabler, energie- und materialintensiver Lebensstil auf dem Spiel. Da möchte man eher zuwarten, und viele denken, die Suppe werde schliesslich nicht so heiss gegessen, wie sie nun in der aufgeheizten klimapolitischen Küche gekocht wird.

Tatsächlich hat, wie Hänggi dokumentiert, die düstere Vision einer «unbewohnbaren Erde» nicht für alle dieselben Konsequenzen. Die Dimension der sozialen Ungleichheit ist auch hier zentral. Die reichsten zehn Prozent der Weltbevölkerung verursachen die Hälfte der Treibhausgasemissionen. Doch die ärmere Hälfte der Menschheit, die nur mit zehn Prozent daran beteiligt ist, leidet weit mehr darunter. In den Ländern des Südens werden Hunderte von Millionen ihre Existenzgrundlagen verlieren, wenn die Polkappen abschmelzen und Dürregebiete sich ausdehnen. Im reichen Norden schüren derweil rechtspopulistische Parteien die Angst vor einer «Migrationsflut», während sie die Klimakrise leugnen.

So kann das nicht weitergehen. Es gibt gute Gründe dafür, den irreführenden Begriff des «Klimawandels» zu verabschieden und von «Klimakrise» oder «Klimakatastrophe» zu sprechen. Doch ist eine institutionell ausgebremste Demokratie noch der richtige Rahmen für rasches Handeln? Hänggi warnt vor dem Kurzschluss, die Stunde der Not erfordere den staatlichen Ausnahmezustand. Typischerweise sind es ja gerade demokratiefeindliche Ignoranten wie US-Präsident Trump, die mit der Ausrufung des nationalen Notstands faktenfreie rassistische Demagogie betreiben.

Stattdessen gilt es, die Vorstellungen von demokratischer Gleichheit und sozialer Gerechtigkeit ökologisch zu reformulieren. Wichtig sind politische Projekte, die dringend nötige Bewusstwerdungsprozesse ankurbeln. In

den USA ist dies der Green New Deal, in der Schweiz die «Gletscherinitiative». Marcel Hänggi stellt das Volksbegehren am Schluss seines Buches vor und vermeidet dabei auf kluge Weise, Dringlichkeit und Demokratie in einen Gegensatz zu bringen. Eine Ökodiktatur würde die *troubles*, von denen der UNO-Generalsekretär sprach, nur verschärfen. Hingegen ist viel von jenem direktdemokratischen Schwung zu erwarten, den die grossen Klimademonstrationen der Schülerinnen und Schüler ausgelöst haben.

Wenn die lernresistenten Patrioten weiterregieren, dann wird sich der in der schweizerischen Landeshymne poetisch besungene Alpenföhn bald nicht mehr röten, weil die Gipfel grau und die Gletscher geschmolzen sein werden.

JAKOB TANNER ist emeritierter Professor für Geschichte an der Universität Zürich.



KATJA FRÜH

## «Sei ein Mann!»

Diese kleine Aufforderung hat den ganzen Schaden angerichtet. Sei ein Mann! heisst für den kleinen Buben: Reiss dich zusammen! Unterdrücke deine Tränen. Sei stark! Sei hart!

Sei ein Mann! heisst: Du bist besser als die andern, du bist die Krönung der Schöpfung. Heisst: Du bist oben, die andern sind unter dir. Wenn jemand gleich stark ist wie du, bekämpfe ihn!

Sei ein Mann! heisst: Sei um Himmels willen nicht schwul! Das ist das Schlimmste, was es gibt. Dann bist du

kein Mann. Dann bist du ein Waschlappen, weibisch, eine Randfigur.

Sei ein Mann! heisst: Du darfst keine Angst haben, und wenn du sie doch hast, darfst du sie auf keinen Fall zeigen. Du musst etwas vorspielen, mit Lautstärke geht das. Oder indem du andern Angst einjagst, denn dann spürst du deine nicht.

Sei ein Mann! heisst: Du kannst die Frauen, die dir gefallen, einfach nehmen. Behandle sie nett, bis du sie hast. Das ist das Ziel, danach spielt es keine Rolle mehr. Danach sind sie für dich da, nicht du für sie. Und: «Bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt» ist kein schlimmer Satz, denn er liegt in deinen Genen.

Sei ein Mann! heisst: Du hast Macht und sollst immer mehr davon bekommen. Du kannst sie gebrauchen, wofür immer du willst. Es heisst: Gefühle haben bei dir nichts zu suchen. Und wenn du eins hast, schieb es weg!

Sei ein Mann! heisst: Schweige, wenn Konflikte auftauchen. Rede nicht, denn du bist für die Tat geboren. Heisst: Sei niemals krank. Und wenn du es bist, geh nicht zum Arzt, es ist deine Sache, du kommst selbst damit klar, du bist ja ein Mann.

Sei ein Mann! heisst: Hab kein Mitgefühl, das macht dich zum Schwächling. Und schwach sein bedeutet für dich den grössten denkbaren Horror.

Sei ein Mann! heisst: Werde reich, es steht dir zu. Heisst: Du kommst zuerst. Heisst: Wenn du grössenwahnsinnig bist, wirst du bewundert.

Sei ein Mann! heisst: Du kannst Länder erobern, auch wenn sie andern gehören. Du kannst Mauern bauen, in deinem Herzen und auch real. Durch die Mauern dringt niemand, der dir nicht passt. Und wenn du Kinder hast, zeig ihnen, was Schmerzen sind, sie werden wie du. Zeig ihnen, was ein Sieger ist, zeig ihnen, was ein Mann ist.

Man stelle sich vor, man hätte zu den kleinen Buben gesagt: «Sei kein Mann, sei ein Mensch!» Die Weltgeschichte wäre eine andere gewesen.

Die Komödie «Sei kein Mann!» läuft nochmals: 6.-10. März im Miller's in Zürich.

KATJA FRÜH ist Drehbuchautorin und Regisseurin.



BEN MOORE

## Kalt erwischt

Ich dachte eigentlich, mein Land Rover Defender sei unzerstörbar, denn von den seit seiner Einführung im Jahr 1948 hergestellten Fahrzeugen sind immer noch mehr als die Hälfte unterwegs. Aber nach einer Nacht, in der wir die Mondfinsternis im Engadin beobachteten, bewegte sich der Defender nicht mehr. Am Telefon fragte der Garagist, wie kalt es denn sei. Minus 28 Grad. «Sie haben Diesel aus dem Unterland im Tank, oder?» Unser Treibstoff war zu einer gelartigen Masse geworden, da – was mir nicht bekannt war – dem Diesel im Unterland kein Frostschutzmittel beigefügt wird.

Aber wie funktioniert Frostschutzmittel überhaupt? Wenn Sie sich an meine Kolumne über Schneeflocken erinnern, wissen Sie, dass ein Eiskristall einen Kern braucht, auf dem er wachsen kann. Die meisten Substanzen, auch normales Leitungswasser, enthalten viele Verunreinigungen wie Bakterien oder Staub, um die sich bei 0 Grad Celsius Eiskristalle bilden können. Wasser ohne Verunreinigungen kann unter minus 40 Grad Celsius gekühlt werden, ehe es gefriert.

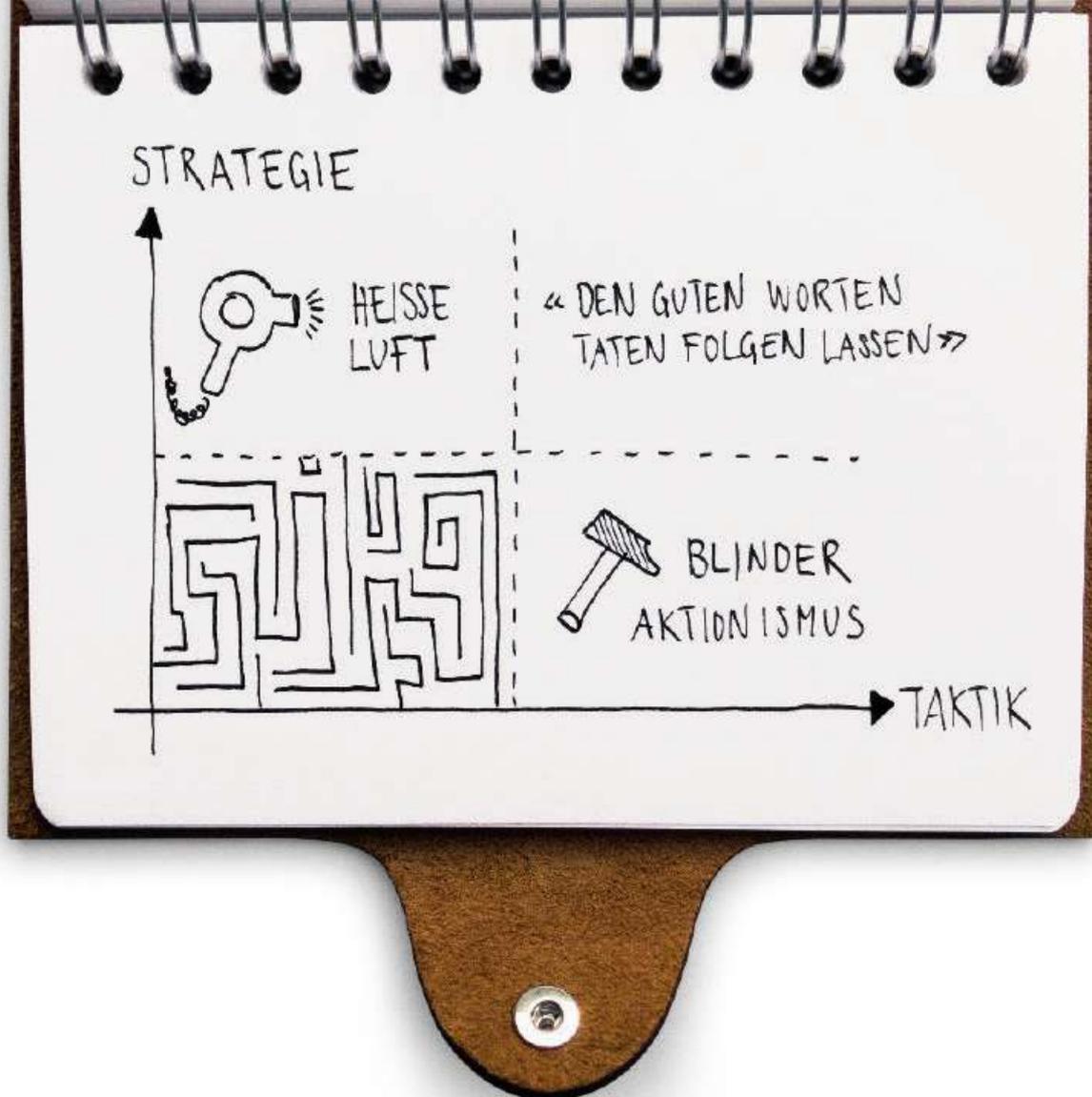
So wie die komplizierten Details der Schneeflockenbildung nicht vollständig geklärt sind, ist auch nicht ganz klar, wie Wasser gefriert – oder wie Frostschutzmittel wirkt. Diese Vorgänge sind schwierig zu beobachten, da die Kristallbildung auf molekularer Ebene und sehr schnell erfolgt. Vielleicht haben Sie schon einmal Vi-

deos von Menschen gesehen, die eine Tasse heisses Wasser in die Luft werfen, aus dem sich sofort eine Schneewolke bildet. Im Engadin war es nicht kalt genug, und viele Menschen haben sich bei solchen Versuchen böse verbrannt, weil das heisse Wasser in ihr Gesicht fiel – die Temperaturen müssen deutlich unter minus 30 Grad Celsius liegen, damit das gelingt. Wenn Sie ein ungefährliches Experiment machen möchten, legen Sie eine Flasche Wasser in den Gefrierschrank. Achten Sie darauf, dass das Wasser rein ist – dann ist es auch nach Stunden noch flüssig. Nehmen Sie die Flasche vorsichtig heraus, und klopfen Sie mit dem Finger dagegen – das Wasser wird vor Ihren Augen gefrieren. Die Schockwelle des Antippens verursacht eine Druckwelle, die Eiskeimbildung auslöst. Warum? Diese Frage stellt sich auch die Forschung.

Wenn Wasser in einem Lebewesen gefriert, durchdringen Eiskristalle die Zellwände und zerstören sie. So entstehen Erfrierungen. Viele Organismen, von arktischen Fischen bis zu Eiswürmern, haben natürliche Frostschutzmoleküle, die es ihnen ermöglichen, weit unter dem Gefrierpunkt von Diesel zu überleben. Viele verwenden Proteine, die verhindern, dass die um die Keimbildungspunkte sich formenden Eiskristalle grösser werden. Der in Alaska beheimatete Käfer *Upis ceramboides* verwendet eine Kombination aus Fettsäure und Zucker, welche die innere Zellmembran bedeckt, um Beschädigungen zu vermeiden, wenn das Innere einfriert. Dadurch kann der Käfer bei Temperaturen bis minus 70 Grad Celsius überleben. Eiswürmer bilden ein Protein, das verhindert, dass das Eis scharfe Kristalle bildet, oder die Eiskristalle bedeckt, damit sie nichts durchstechen. Die Gene, die diese Frostschutzproteine produzieren, sind von grossem Interesse für die Forschung, da sie möglicherweise verwendet werden könnten, um Pflanzen vor Frostschäden zu schützen.

Vielleicht sollte ich meinen Tank mit Eiswürmern oder Alaska-Käfern füllen!

BEN MOORE ist Professor für Astrophysik an der Universität Zürich.



KROGERUS & TSCHÄPPELER

## WAS IST DER UNTERSCHIED ZWISCHEN TAKTISCH UND STRATEGISCH?

«Strategie» und «Taktik» gehören zu den Begriffen, die wir häufig verwenden und ständig verwechseln. Tatsächlich führt der Duden die beiden sogar als Synonyme. Aber was bedeuten die Begriffe eigentlich?

**Strategie**, vom griechischen *στρατηγία*, «Feldherrnkunst», meint den übergeordneten Plan, um ein Ziel zu erreichen. Sun Tzu, der grosse chinesische Philosoph, schrieb vor zweieinhalbtausend Jahren: Strategie ist die Kunst, Kriege zu gewinnen, bevor die Schlacht beginnt. Ohne Strategie stolpern wir orientierungslos durchs Leben und begreifen nicht, warum wir scheitern – und auch nicht, warum wir gewinnen. Im Englischen sagt man: *If you don't have a strategy, you are part of someone else's strategy.*

**Taktik**, vom griechischen Verb *τάττω*, «(ein Heer) aufstellen, anordnen», bezeichnet die einzelnen Schritte, die man macht, um eine Strategie zu verfolgen. Wenn es Ihr Ziel ist, mit dem Rauchen aufzuhören, könnte Ihre Strategie sein, das Programm «Endlich Nichtraucher» zu beginnen. Ihre Taktik

könnte nun darin bestehen, sich für das Programm zu motivieren, indem Sie auf Facebook posten: «Wer mich beim Rauchen sieht, dem zahle ich 50 Franken.» Taktik ist der kluge Umgang mit Ressourcen, sei es Geld, Zeit, Personal, Munition, Material. Taktiken sind oft kurz- bis mittelfristig. Man kann sie ausprobieren, verwerfen, adaptieren.

Unser kleines Diagramm zeigt das ebenso komplexe wie innige Verhältnis von Strategie und Taktik: Wenn wir ein Ziel ohne Strategie und ohne Taktik verfolgen, befinden wir uns in einem Labyrinth. Eine gute Strategie, die nie umgesetzt wird, ist heisse Luft. Die falsche Strategie tatkräftig umzusetzen mündet häufig in Aktionismus. Eine gute Strategie schliesslich braucht eine gute Taktik, um zu funktionieren.

Wer noch immer unsicher ist, welcher Begriff nun was bedeutet, orientiere sich an der einfachen Formel:

Strategie = *Doing the right thing.*

Taktik = *Doing things right.*

PERSON ORT DING

**Lesley-Ann Jones, Sie sind die Biografin von Freddie Mercury – hatte er einen Lieblingstort?**

Das war Montreux. Von den 1970ern bis zu seinem Tod 1991 verbrachte Freddie jedes Jahr mehrere Wochen dort, manchmal Monate. «Streut meine Asche in den See», sagte er immer. Manche sagen, sie liege tatsächlich auf dem Grund des Genfersees.

**Was genau gefiel ihm an Montreux?**

Freddie hatte immer einen grossen Sinn für Schönheit. Seine Schulzeit hatte er in Panchgani in Indien verbracht, ein magischer Ort. Und Montreux löste in ihm Erinnerungen an Indien aus.

**Verrückt!**

Panchgani und Montreux sind unterschiedlich, aber beide auf ihre Art perfekt. Mit dem See und dem Montblanc im Hintergrund wirkte Montreux auf Freddie wie eine Malerei. In Montreux wollte er, trotz seiner schweren Erkrankung, immer weiterarbeiten: Ich will nicht sterben, sagte er, ich habe noch so viel Musik in mir.

**Seine Fünfstimmervilla mit Seeanstoss – «The Duck House» – kann man heute mieten. Warum heisst sie eigentlich «Entenhaus»?**

Wegen der Tiere auf dem See. Freddie liebte die Enten und Schwäne. Es waren «seine» Tiere. Roger Taylor [der Schlagzeuger von Queen] nannte es übrigens nicht «Duck House», sondern «Duckingham Palace».

Lesley-Ann Jones schrieb die Biografie «Freddie Mercury» (Piper). Nächste Woche spricht sie über sein grosses Hobby.

Gespräch MIKAEL KROGERUS

## GEMISCHTE REALITÄT



Ist sies, oder ist sies nicht? Marina Abramović steht in dem virtuellen Kunstwerk «Rising» bald das Wasser bis zum Hals.

Als in den 1960er-Jahren das Fernsehen zum Leitmedium der Welt wurde, begannen Künstler wie Nam June Paik, das TV auf ihre Weise zu untersuchen. Die funktionale Dimension des Fernsehens musste ja nicht erst erklärt werden. Auch die kritische Dimension wurde bereits von Medientheoretikern beleuchtet. Und so war es Sache der Künstler, die poetische Dimension des Mediums zu erkunden, das Rauschen, die Testbilder, die Mattscheibe als Spiegel und Fenster zur Welt.

Das Internet und die sozialen Medien waren weitere Medienwechsel, die von der Kunst kommentiert und begleitet wurden. Heute stehen wir vor einem neuen Umbruch: der virtuellen Realität (VR). Sie ist erfahrbar, indem man eine spezielle Brille aufsetzt und sich, blind für die reale Umwelt, durch eine Scheinrealität bewegt, die komplett digital erzeugt wurde. Eine andere Welt zu schaffen, in der sich der Betrachter verliert, war schon immer ein starker Antrieb vieler Künstler, mit den Möglichkeiten der digitalen Bildgebung lässt sich die Illusion aber perfektionieren. Die Ausstellungshäuser jedoch stellt diese Kunstform vor ein Problem: Weil die VR-Brillen nicht in unendlicher Zahl verfügbar sind, können sie immer nur von wenigen Besuchern gleichzeitig benutzt werden.

Das führt einerseits zu langen Warteschlangen und verhindert andererseits, dass sich eine der zentralen Aufgaben eines Museums entfalten kann: ein Begegnungsraum zu sein, die Möglichkeit einer gemeinsamen ästhetischen Erfahrung zu bieten.

Vor einem ähnlichen Problem standen Museen in den 1990er-Jahren, als die Videokunst ihren Höhepunkt erklomm und viele Ausstellungen ein Parcours schwarzer Kabinen waren, in denen man nichts sah ausser dem Video. Doch bald begannen Bruce Nauman und andere, die Kabinen zu verlassen und die Videos direkt an die weissen Ausstellungswände zu projizieren. Reale und fiktionale Welt vermischten sich und wurden gemeinsam erlebbar. Eine solche Weiterentwicklung erleben wir derzeit von der virtuellen zur *augmented reality* (AR). Auch um diese zu erfahren, braucht man eine spezielle Brille, aber die ist durchsichtig. Man sieht alles, was man auch ohne Brille sähe. Sie kann aber auch Dinge oder Personen einblenden. Die Realität wird «gemischt». Übrigens ist diese *mixed reality* keine technische Utopie. Es gibt sie längst – in Form von Social-Media-Bots, Photoshop und Snapchat. Sie ist so omnipräsent wie das Fernsehen. Die Kunst zeigt sie uns nur – auf ihre Weise.

«An der PH lernten wir viel über das Lehren, aber wenig über das Lernen.»



# FRAU MIT KLASSE

Eine Primarlehrerin erzählt, wie es ist, zu unterrichten.  
Und warum sie es trotz allem liebt.

TEXT

ALMA PFEIFER

BILD

ANJA WILLE

Dass ich Lehrerin werden will, wusste ich, noch bevor ich wusste, wie ich eine gute Schülerin werde. Da war ich etwa zehn. Mir gefiel die Vorstellung, eine Horde Kinder auf einem Abschnitt ihres Lebens zu begleiten. Ihnen Wissen zu vermitteln, das sie zu selbstständigen, kritisch denkenden und toleranten Mitmenschen macht. Anders gesagt: Ich wollte die Welt ein bisschen besser machen.

Wenn ich heute vor meinen Zweitklässlern stehe und sie zum zweiten Mal bitte, leise zu sein und das Mathematikheft auf Seite 53 aufzuschlagen, oder um 17.30 Uhr allein vor einem Stapel unausgefüllter Beurteilungsbögen sitze, frage ich mich manchmal, ob ich nicht besser einen anderen Beruf gewählt hätte. Pizzabäckerin oder Glaceverkäuferin oder was ich mir als kleines Kind sonst noch ausmalte.

Am Anfang meines Studiums an der Pädagogischen Hochschule war ich noch voller Idealismus. Heute denke ich, mich hätte schon damals stutzig machen müssen, was im Zentrum der Ausbildung stand: Leistungsnachweise und Didaktikformen, Unterrichtsvorbereitungsformulare und Praktikumsauswertungen. Wir lernten viel über das Lehren, aber wenig über das Lernen.

Das erste Jahr als 24-jährige Lehrerin war eine Herausforderung. Ich übernahm, was andere Lehr-

personen mir mitgaben. Wie ein Käfer auf dem Rücken griff ich nach jedem Grashalm. Jahresplanungen, Arbeitsblätter, Elternbriefvorlagen. Ich ordnete mich in das bestehende Unterrichtsteam ein. Zusammenarbeit, so dachte ich, bedeutet eben manchmal, die Haltung anderer zu übernehmen. Unterricht, wie ich ihn erlebte, hatte viel zu tun mit Belohnungs- und Bestrafungssystemen, mit Sitzordnungen und Schulzimmerorganisation. Unterrichtsmaterial beschriften, Stempelhefte ausstellen, Kärtchen laminieren, Arbeitslisten erstellen.

Nach zwei Jahren als Klassenlehrerin wagte ich erstmals, das System zu hinterfragen. Was braucht es, damit Kinder intrinsisch motiviert lernen? Was trägt zu einem vertieften Verständnis bei? Wie muss Unterricht sein, damit die Kinder das Gelernte später auch Monate später noch selbstständig anwenden können?

Antworten lieferte der neuseeländische Professor John Hattie in seiner 2008 veröffentlichten Studie «Lernen sichtbar machen», der umfangreichsten, evidenzbasierten Studie zu Faktoren, die Einfluss auf den Lernerfolg haben: Es sind nicht Unterrichtsformen oder -methoden, die für gute Schulleistungen massgebend sind, sondern die persönliche Beziehung zwischen Lehrpersonen und ihren Schülern und Schülerinnen. Entscheidend ist laut der Studie zudem, ob die Lehrpersonen Leidenschaft für ihren Beruf und das, was sie lehren, zeigen.

Die Studienergebnisse bestätigten meinen Eindruck, dass im Schulalltag vieles zu kurz kommt, was zu einer hohen Lernqualität beiträgt. Eine gute Beziehung, welcher Art auch immer, braucht Pflege.

Pflege, für die im Unterrichtsalltag kaum Zeit bleibt. Und Leidenschaft verträgt sich schlecht mit getakteten 45-Minuten-Lektionen und schwerfälliger Bürokratie. Während meines zweiten Klassenzugs, da war ich fünf Jahre im Beruf, wurde mir bewusst, wie oft ich vor lauter Administration an den Kindern vorbei unterrichtete. Dabei war es der Austausch mit den Kindern, der mir an dem Beruf so gefiel. Ich begann zu verstehen, dass eine Lehrperson ein noch so grosses Fachwissen besitzen und didaktische Höchstleistungen vollbringen kann – wenn die Kinder nicht bereit sind, nützt alles wenig. Studien bekräftigen, dass Kinder, genau wie Erwachsene, erst dann etwas dauerhaft lernen, wenn sie es aus eigenem Interesse tun. Und wenn sie sich wohlfühlen. —>

«Nur was der Mensch selbst für sinnvoll hält, was ihn neugierig macht, wird er langfristig behalten. Von aussen initiierte Lernprozesse erreichen allenfalls das Kurzzeitgedächtnis», sagt der deutsche Neurobiologe Gerald Hüther. Er setzt sich seit Jahren für einen Kulturwandel an öffentlichen Schulen ein und fordert einen kinderfreundlicheren und lebendigeren Unterricht.

Ich nahm mir also vor, jene Voraussetzungen zu schaffen, die Kinder dazu bringen, aus eigenem Antrieb und von einem guten Gefühl begleitet zu lernen. Ich wollte mich fortan intensiver mit den einzelnen Kindern auseinandersetzen. Doch wie ich bald feststellte, hat unser Schulsystem hier ein Problem: Die Beziehungsarbeit mit den Kindern steht zunehmend in Konkurrenz mit schulischer Bürokratie. Arbeitsblätter kopieren, Bestelllisten und Abrechnungsformulare ausfüllen, Mails beantworten. Fasnachtsumzug, Lesenacht, Sporttag, Lauskontrolle, Elternabend und Teamanlass organisieren. Leseplätze und Bastelbogenbestellungen einsammeln. Anmeldungen für die Pausenapfelaktion verteilen, Holzstäbe für die Windräder einkaufen, Schreibhefte bestellen. Kaum ist eine Sache erledigt, wartet schon die nächste.

Zu Beginn meiner Laufbahn vor zehn Jahren klebte hie und da ein gelbes Post-it als Erinnerungstütze auf meinem Lehrerpult. Inzwischen sind sämtliche Wände mit Post-its tapeziert. Gelb allein reicht schon lange nicht mehr. Da sind so viele unterschiedliche Dinge, an die ich denken muss:

Der Logopädietermin von Dennis und Elena am Montag von 09.00 Uhr bis 9.45 Uhr. Die Deutsch-als-Zweitsprache-Stunden von Tarik, Dilara und Tiago am Dienstag von 11.00 bis 11.50 und am Freitag von 13.40 bis 14.30. Die Psychomotorikstunde von Mara am Donnerstag von 08.10 bis 09.00 und von Pedro am Mittwoch nach der grossen Pause. Die Anmeldung zum Grümpelturnier. Der Infobrief an die Eltern, Therapeutinnen und Fachlehrer betreffs Schulreise. Die Abgabefrist der Materialbestellung, der Besuchstag, die Besprechung mit der Schulsozialarbeiterin, die Sitzung mit dem Hauswart. Zwischen den farbigen Post-its hängen Schmierzettel mit Infos und Beobachtungen zu einzelnen Kindern. Nico zu spät. Emily zum zweiten Mal HA nicht gemacht. Mischa und Leandra krank. Timo Zahnarzt um 11.00. Lina wieder unkonzentriert – zu wenig Schlaf?! Finn zum dritten Mal HA vergessen – Eltern anrufen. Jessica Turnbeutel verloren – Fundkiste prüfen.

Trotz der vielen Notizen geht ständig etwas unter. Besprechungen, Therapiestunden, die Abgabe von Formularen, die Pausenaufsicht, Fötzelen am Freitagnachmittag. Wasser trinken. Durchatmen.

Wenn ich mich dann im Lehrerzimmer erschöpft aufs Sofa fallen lasse, fragt garantiert der Kollege, der den Titel «Lehrer des Jahres» anzustreben scheint, ob ich diese Woche ebenfalls mit dem neuen Deutschthema einsteige. Und ich nicke energisch in mein

halb volles Wasserglas, obwohl ich beim aktuellen Thema noch nicht einmal in der Hälfte angekommen bin.

Die Zeit ist immer knapp, wenn man versucht, den Lehrplan einzuhalten. Bis ich bei der Hausaufgabenkontrolle neben allen zweiundzwanzig Namen ein Häkchen für «abgegeben» oder ein Kreuz für «vergessen» gemacht habe, sind bereits fünf Minuten verstrichen. Bis es dann im Klassenzimmer einigermassen ruhig ist, der Streit zwischen Lea und Ronja geklärt, das Bauchweh von Max verflogen und die erfundene Geschichte von Emma zu Ende erzählt ist, sind weitere fünfzehn Minuten vergangen. Kaum habe ich angefangen, unser neues Thema, den Wald, vorzustellen, klingelt es in die kleine Pause.

Die nächste Lektion widme ich den Waldbewohnern, den Eichhörnchen und Würmern und Ameisen. Wir hören uns an, wie ein Rotkehlchen singt, wie eine Spitzmaus unter dem Laub raschelt, ein Frosch ins Wasser platscht. Auf dass es in den Köpfen der Kinder funken und sprühen möge, weil die Neuronen ein elektrisches Signal nach dem andern abfeuern. Lernen pur. Manchmal gelingt das. Dann schauen mich zweiundzwanzig Augenpaare erwartungsvoll an, und ich spüre wieder, warum ich diesen Beruf gewählt habe.

Dieser Teil meiner Arbeit, das eigentliche «Kerngeschäft», ist in den letzten Jahren mehr und mehr durch einen Berg von Administration ersetzt worden: Protokolle und Traktandenlisten schreiben, Fragebögen ausfüllen, Werbung und Kataloge für neue Lehrmittel und Unterrichtsmaterialien studieren, Infoflashs durchlesen, Noten im Lehreroffice eintragen, Arbeitszeit erfassen, Beobachtungen notieren. Meine Aufmerksamkeit beanspruchen dann häufig vor allem die Störenfriede der Klasse. Die Kinder, die daheim zu wenig Struktur und zu viel Fernsehzeit bekommen.

Und ich frage mich einmal mehr, wie sinnvoll ein System ist, in dem alle Kinder dasselbe mit denselben Methoden und im gleichen Tempo lernen sollen. Schulleistungen sind multikausal bedingt. Also abhängig von Motivation, Intelligenz, Lernvoraussetzungen. Von der Stimmung im Elternhaus, der Lernförderung ausserhalb der Schule, der körperlichen und seelischen Gesundheit des Kindes. Jedes denkt, handelt und lernt anders. Bei zweiundzwanzig Kindern muss ich von zweiundzwanzig unterschiedlichen Lerntypen ausgehen. Ganz zu schweigen von den ungleichen Charakteren und Tagesformen.

«Emilia müht sich immer noch mit der schriftlichen Division ab. Davids Schrift hat sich trotz der Grafomotoriktherapie kaum verbessert. Lars kann nicht länger als fünf Minuten still sitzen, man müsste ihn dringend auf ADHS abklären lassen. Und Vera beginnt in letzter Zeit immer gleich zu heulen, wenn ihr etwas nicht gelingt. Geringe Frustrationstoleranz. Wahrscheinlich wegen der Trennung ihrer Eltern. Und hast du gemerkt, wie aufmüpfig Thomas ist, seit er wegen Hochbegabung abgeklärt wird?»

So und ähnlich klingt es in der wöchentlichen Sitzung mit der Heilpädagogin. Diese neue Berufsgat-

tung ist die Folge des vor einigen Jahren eingeführten, integrativen Schulmodells: Auch Kinder mit körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen werden in Regelklassen unterrichtet. Die Idee, diese Kinder zu integrieren, ist zwar nobel, aber nicht durchdacht. Gruppenräume fehlen. Für geeignetes Fördermaterial ist das Budget zu klein, und es mangelt in vielen Schulen an ausgebildeten Heilpädagoginnen und Heilpädagogen. Auf deren Fachwissen bin ich als Lehrerin angewiesen, wenn in meiner Klasse ein Kind mit Downsyndrom sitzt. Oder eines, das wegen seiner Körperbehinderung nicht selbstständig auf die Toilette kann.

Heilpädagogen sind eine Hilfe im Unterrichtsalltag. Zumindest während der drei bis fünf Lektionen pro Woche, in denen sie anwesend sind. Den Rest muss ich als Klassenlehrerin weitgehend allein bewältigen. Zwar sind da auch noch die Deutsch-als-Zweitsprache-Lehrerin, der Logopäde und die Psychomotoriktherapeutin, der Schulsozialarbeiter und der Lernklubcoach. Doch mit jeder Lektion, in der ein bis sechs Kinder fehlen, wird es schwieriger, den Überblick über deren Lernentwicklung zu behalten. Ganz zu schweigen vom Aufwand, ihnen kurz vor der Mittagspause einzeln zu erklären, welche Seite sie im Deutschheft nachholen und welche Rechnungen sie zu Hause noch lösen müssen, damit sie den Anschluss nicht verpassen.

Und die Absprachen mit all den Fachlehrern und Therapeutinnen? Die müssen irgendwann zwischendurch getroffen werden. In der Zehnuhrpause, auf dem Weg zur Schulhaussitzung, in der Kaffee-und-Gipfeli-Zeit vor einer schulischen Weiterbildung oder zwischen Tür und Angel in der Fünfminutenpause. An manchen Tagen sage ich mir: Das gehört eben dazu. An anderen reicht es, wenn mir in der Zehnuhrpause jemand, kaum dass ich mein Dar-Vida-Päckchen aufgerissen habe, eine organisatorische Frage stellt – und ich könnte laut schreien.

Zu dem Gefühl, den Anforderungen nicht zu genügen, kommen die sich häufenden Vorgaben von Bildungspolitikern hinzu. Der Auftrag zum Beispiel, jedes Kind seinem Niveau und Entwicklungsstand entsprechend zu fördern, und das bei immer höheren Schülerzahlen. Oder die paradoxe Forderung, den unterschiedlichen geistigen und emotionalen Voraussetzungen der Kinder gerecht zu werden, deren Leistungen am Ende aber trotzdem nach einem einheitlichen Zahlensystem zu bewerten.

Diesen Leistungs- und Notendruck beklagt auch Sabine Czerny in ihrem Buch «Was wir unseren Kindern in der Schule antun und wie wir das ändern können». Und meint weiter: «Wir erziehen Kindern durch das ständige Be- und Verurteilen durch Noten die Fähigkeit ab, auf sich selbst zu hören, sich selbst, so wie sie sind, als liebenswert und wunderbar zu erleben. Individuelle Förderung und Selektion durch Noten schliessen sich gegenseitig aus. Denn individuelle Förderung braucht Freiraum und ein Lernen ohne starre Grenzen. Die Selektion hingegen beruht

auf einem begrenzten Lernen im erzwungenen Gleichschritt.»

In diesem Klima aus Forderungen setze ich nicht nur mich unter Druck, sondern auch die Kinder, die spüren, dass sie Leistungen auf Knopfdruck bringen und Lernziele zu einem bestimmten Zeitpunkt erreichen müssen. Ich finde es traurig genug, dass wir Erwachsene von einem Burn-out zum nächsten schlittern. Wollen wir unseren Kindern wirklich so früh ihre Unbeschwertheit rauben?

Eine weitere Herausforderung ist, dass sich die Erziehungsverantwortung von den Eltern auf die Lehrpersonen verschiebt. Vor zwanzig Jahren, das erzählen mir ältere Kolleginnen und Kollegen, konnte man voraussetzen, dass die Kinder bei Eintritt in die erste Klasse fähig sind, ihre Schuhe zu binden, die Hände nach dem Toilettengang zu waschen, einander zuzuhören, nicht ins Wort zu fallen, aufeinander zu warten und der Lehrerin bei der Begrüssung in die Augen zu schauen. Solche Grundlagen müssen Kindergärtner und Erstklasslehrerinnen vielen Kindern heute erst beibringen, bevor sie mit dem Unterricht anfangen können.

Für einiges, was früher selbstverständlich war, braucht es heute eine schriftliche Information. Und selbst dann kann ich mich als Lehrerin nicht darauf verlassen, dass die Eltern mitdenken. Regelmässig begegne ich unvollständigen Etuis mit abgebrochenen Stiften und zerfetzten Radiergummis oder Pau-

«Dann schauen mich  
zweiundzwanzig  
Augenpaare voller  
Erwartung an,  
und ich spüre wieder,  
warum ich diesen  
Beruf gewählt habe.»

senbrotten, die seit Tagen im Rucksack vor sich hin gammeln. Es kommt vor, dass ich mehrmals pro Woche nachfragen muss, wem der Pullover, das Znünibögli oder die Brille gehören, die schon seit einem Monat in der Garderobe herumliegen und offenbar weder von den Kindern noch von den Eltern vermisst werden. Es gibt kaum eine Schulreise, bei der nicht mindestens ein Kind mit Schuhen ankommt, die sich knapp für den Schulweg eignen. Dafür glitzern die paillettenbesetzten Ballerinas schon von weitem in der Morgensonne. Die Angry-Birds- und Lillifee-Rucksäcke sind prall gefüllt mit Süssigkeiten und Chips. Da geht die Wasserflasche schon einmal vergessen. So viel zur Schulreiseausrüstung, die eher ein Thema ist an Schulen mit einem hohen Anteil an fremdsprachigen Kindern und in Gemeinden mit ungünstigen sozioökonomischen Bedingungen.

Ein anderes Thema, und das betrifft sämtliche Milieus: der Schulweg. Seit einigen Jahren muss ich mich auch darum kümmern. Dass es für Lars wichtig ist, diesen zu Fuss zu gehen, für die Bewegung und den Kontakt mit anderen Kindern, muss ich seinen Eltern lange und breit erklären, bis sie ihn nicht mehr täglich mit dem Geländewagen zur Schule karren. Und dann ist da der Medienkonsum. Elenas Eltern zu erklären, dass zwei Stunden Fernsehen am Tag nicht die beste Förderung für ihre übergewichtige, schulisch überforderte Tochter sind, braucht Überzeugungskraft. Und dass es für den Erstklässler Admir auf Dauer zur psychischen Belastung werden kann, wenn er vor der Schule via Gamekonsole regelmässig virtuelle Menschen abknallt, kommt den Eltern nicht einmal in den Sinn.

In demselben Zeitraum, in dem die Verantwortung von Lehrpersonen gestiegen ist, ist ihr Ansehen gesunken. In manchen Kantonen stagnieren die Löhne schon seit Jahren. In gewissen Gemeinden drohen Eltern mit dem Anwalt, wenn der Lehrer die Prüfung, die ihre Tochter verhaun hat, nicht wiederholen oder den lernfaulen und unreifen Sohn nicht in die Kanti schicken möchte. Manche Schulleitungen suchen den Fehler bei ihren Lehrpersonen, wenn Schülerinnen die Mitarbeit verweigern oder Schüler aggressiv sind, weil sie die Gunst gesellschaftlich einflussreicher Eltern nicht aufs Spiel setzen wollen. Seit das integrative Schulmodell eingeführt wurde, sehen sich Lehrer und Lehrerinnen zudem vermehrt mit körperlich und geistig beeinträchtigten Kindern konfrontiert. Eine Aufgabe, für die sie nicht ausgebildet wurden. Alle paar Jahre kommen neue Lehrmittel, Studien, Reformansätze oder gleich ein neuer Lehrplan und der neue Berufsauftrag wie im Kanton Zürich – und mir wird einmal mehr bewusst, warum beim Anforderungsprofil «Belastbarkeit» so weit oben steht.

Ich habe in den vergangenen zehn Jahren in fünf Kantonen gearbeitet und das Klima in mehr als zehn verschiedenen Schulhäusern erlebt. Die meisten meiner Lehrerkolleginnen und -kollegen kämpfen mit denselben Belastungen. Manche machen ihren

Frust im Lehrerzimmer oder an Sitzungen deutlich. Die Mehrheit jedoch hält sich zurück. Hinter vorgehaltener Hand wird lamentiert, doch wenn es darum geht, sich gegen die Belastung zu wehren, dann bleiben die meisten stumm. Den ersten Schritt zu machen, ist unbeliebt.

Es ist eine verzwickte Lage. Schliesslich tragen wir Verantwortung, nicht für Dokumente oder Fahrzeuge, die man auch mal stehen lassen kann, sondern für Kinder. Also schreiben wir noch ein Protokoll und führen noch ein Gespräch, so lange, bis wir völlig erschöpft sind. Was dann gerade noch fehlt, sind Kommentare wie: Das sind aber Klagen auf hohem Niveau bei einem jährlichen Ferienpensum von dreizehn Wochen. Wenn ich die Schaumschläger darauf hinweise, dass sie jederzeit in den Lehrerberuf quereinsteigen können, winken sie ab. Auch die zwanzig Prozent Junglehrpersonen, die den Beruf nach nur vier Jahren wieder verlassen, empfinden die vielen Ferien offenbar nicht als ausreichende Entschädigung für die Belastung, die diese Arbeit mit sich bringt.

Ich hätte schon lange den Beruf gewechselt, hätte ich nicht zwischendurch Pausen eingelegt. Pausen, in denen ich um die Welt reiste oder die Rolle wechselte und als Deutsch-als-Zweitsprache-Lehrerin oder als Heilpädagogin arbeitete, so lernte ich andere Schulhäuser und andere Lehrerteams kennen. Der Abstand und die Abwechslung bewahrten mich davor, auszubrennen oder, ebenso schlimm, abzustumpfen. Noch immer macht mir meine Arbeit meistens Freude. Noch nie bin ich der Auseinandersetzung mit den Kindern müde geworden. Ihre Offenherzigkeit und Begeisterungsfähigkeit trösten mich über den Verwaltungskram hinweg. Umso mehr beschäftigt mich die Tatsache, dass ich ihnen oft nicht gerecht werde.

Statt alle Kinder einem englischen Rasen gleich auf dieselbe Höhe zu trimmen, sollten wir ihnen Zeit geben. Es ist für niemanden gesund, sich gesellschaftlichen Normvorstellungen unterwerfen zu müssen. Kinder sollen eigene Erfahrungen machen und irren dürfen. Und nicht zuletzt sollte die Schule den Kindern helfen, Selbstwert und Selbstachtung zu entwickeln.

Ein Schulsystem, ausgerichtet nach diesen Werten, hat sich die schwedische Reformpädagogin Ellen Key schon vor mehr als hundert Jahren in ihrem Buch «Das Jahrhundert des Kindes» gewünscht: «Die Zeit ruft nach <Persönlichkeiten>, aber sie wird vergebens rufen, bis wir die Kinder als Persönlichkeiten leben und lernen lassen; ihnen gestatten, einen eigenen Willen zu haben, ihre eigenen Gedanken zu denken, sich eigene Kenntnisse zu erarbeiten, sich eigene Urteile zu bilden; bis wir, mit einem Wort, aufhören, in den Schulen die Rohstoffe der Persönlichkeit zu ersticken, denen wir vergebens im Leben zu begegnen hoffen.»

Vor einem Stapel unkorrigierter Hefte sitzend, male ich mir aus, wie unsere Volksschule sein müsste, damit Kinder gerne hingehen. Da gibt es einiges,

das ich umkrepeln würde: Klassen von maximal zwölf Schülern und Schülerinnen. Ein Unterricht, in dem die Kinder sich von ihrer Neugier treiben lassen. Lernfortschritt und persönliche Entwicklung würde ich nicht mit Noten, sondern in Gruppen- und Einzelgesprächen aufzeigen. Als Hausaufgaben würden die Kinder von mir empfohlene Literatur und Sachbücher lesen und an eigenen Projekten arbeiten, statt alle dasselbe Arbeitsblatt abzuarbeiten. Den Stoff würde ich kürzen, die einzelnen Themen vertiefter behandeln und öfter wiederholen. Ich würde fächerübergreifend und blockweise unterrichten und so den Kindern die Möglichkeit geben, sich auf die einzelnen Themen über längere Zeit einzulassen. Ich würde den Unterricht öfter in die Natur oder ins Museum verlegen und die Pausenglocke abschaffen, die nach jeder zweiten Lektion daran erinnert, das Fach zu wechseln.

«Alles, was wir einem Kind beibringen, kann das Kind nicht mehr lernen», sagte Jean Piaget, Pionier der kognitiven Entwicklungspsychologie. Der bekannte Schweizer Kinderarzt Remo Largo ergänzt in seinem Buch «Babyjahre»: «Echtes Lernen besteht aus selbstbestimmten Erfahrungen, die das Kind nicht zielgerichtet anstrebt, sondern bei denen es immer auch Umwege macht.»

Manchmal tut es gut, sich an seine eigenen Umwege zu erinnern. An Hürden und vorschnelle Beurteilungen anderer. An meine Kindergärtnerin zum Beispiel, die fand, ich sei zu wenig konzentriert (oder auf das Falsche). An meine Erstklasslehrerin, die mich im Lernbericht als Schülerin mit viel Fantasie, aber wenig Struktur beschrieb. An meine Sekundarlehrerin, die den Versuch unterliess, mich zu fördern, und nach einem halben Jahr in die Realschule versetzte. Doch es gab auch Lichtblicke. Die Fünftklasslehrerin, die mich wegen meiner musischen und sozialen Stärken trotz knappen Notendurchschnitts in die Sekundarschule schickte. Der Reallehrer, der immer ermutigende Worte für mich übrig hatte und so mein Selbstvertrauen stärkte. Ich wurde dann doch noch eine gute Schülerin und fand den Weg an die Hochschule.

Wenn ich heute einen einzigen Wunsch frei hätte, so würde ich mir wünschen, dass alle Kinder gerne zur Schule gehen. Dass sie auf ihre Weise und mit positiven Gefühlen lernen können. Jedes Kind ist von Natur aus lernfreudig. Es ist die Aufgabe von uns Pädagogen, Politikerinnen und Eltern, die Primarschule so zu gestalten, dass diese Freude erhalten bleibt. Im besten Fall ein Leben lang. **DM**

ALMA PFEIFER ist Primarlehrerin;  
die Personen im Text wurden anonymisiert.  
redaktion@dasmagazin.ch

 Norwegian quality  
since 1934



# Endlich Stressless®

## Geniessen Sie den Augenblick

Stressless® Sessel und Sofas ergänzen Ihre Einrichtung perfekt: sie schaffen eine stilvolle Insel der Ruhe und vollkommenen Entspannung. Unsere innovative und patentierte Funktionstechnologie bietet maximalen Komfort. In Ihrer hektischen Welt finden Sie hier Ihren ganz privaten Rückzugsort.

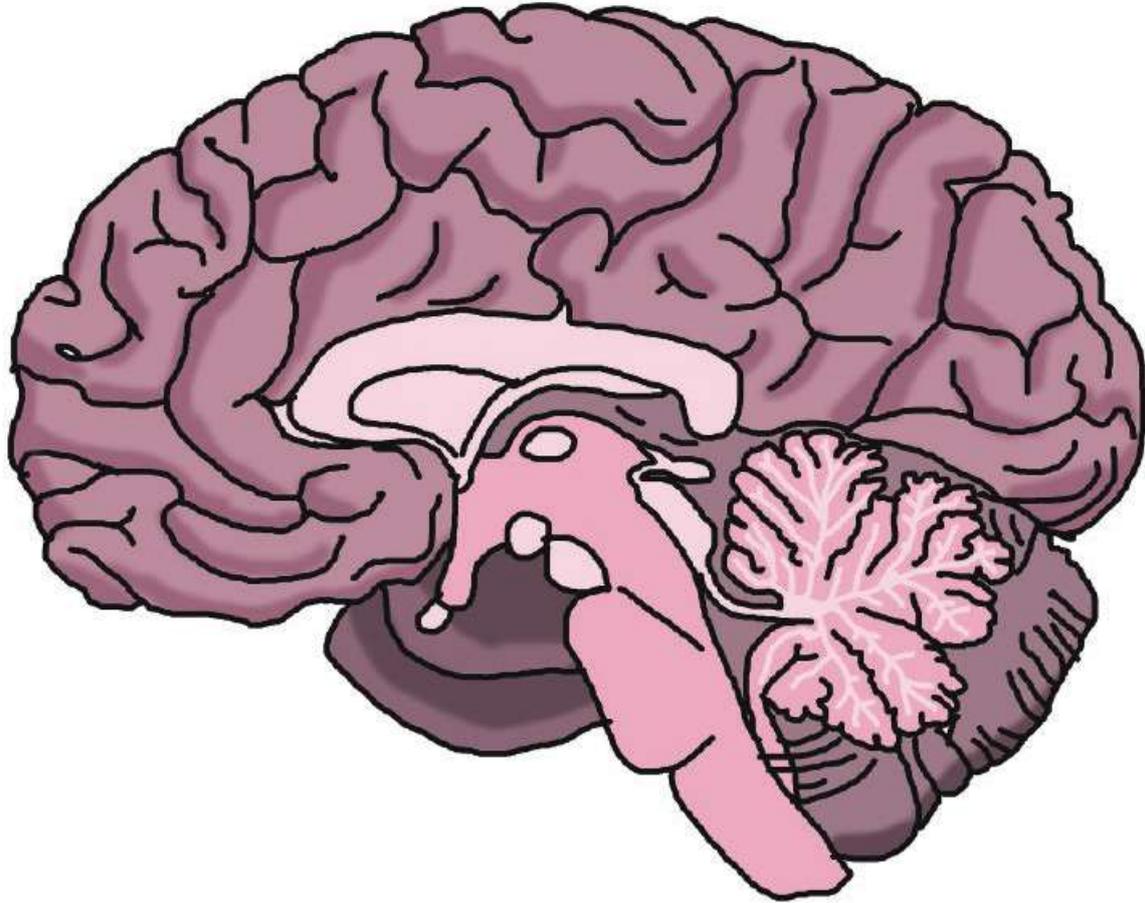
**Testen Sie jetzt den Komfort  
bei Ihrem Händler vor Ort!**



[stressless.com](http://stressless.com)

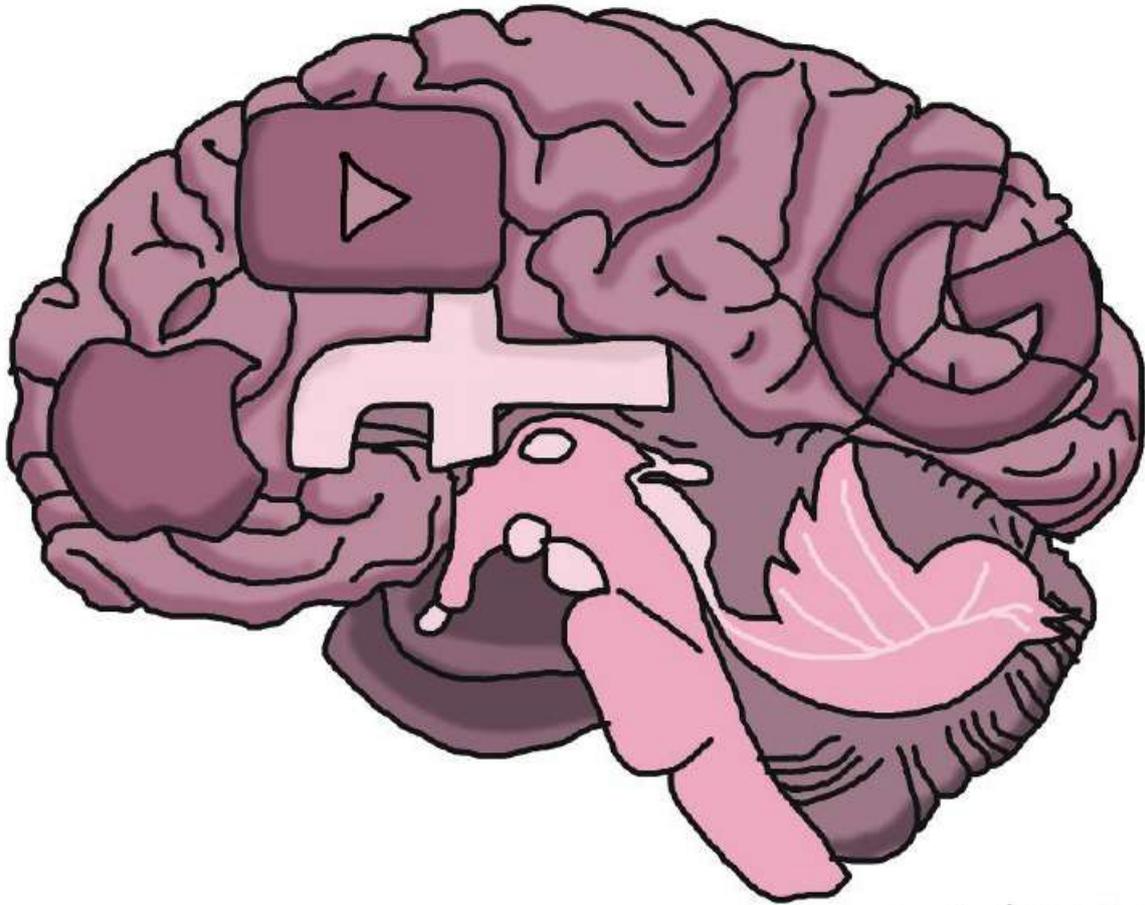
Original Stressless® Bequemsessel und -sofas -  
nur im ausgewählten Fachhandel

<b>AG</b>	Hunziker, Reinach Pfister, Spreitenbach Pfister, Suhr	<b>SG</b>	Pfister, Mels Pfister, St. Gallen Svoboda, Schwarzenbach
<b>BE</b>	Brügger, Spiez Pfister, Bern Pfister, Lyssach	<b>SH</b>	Pfister, Schaffhausen Wirz Wohnen, Neftenbach
<b>BL/BS</b>	Getzmann, Bottmingen Pfister, Pratteln	<b>SZ</b>	Riesen, Brunnen
<b>GL</b>	Pfister, Mels	<b>TG</b>	Finnshop, Frauenfeld
<b>LU/ZG</b>	Egger, Eschenbach Pfister, Emmenbrücke Pfister, Luzern	<b>TI</b>	Pfister, Contone
<b>OW/NW</b>	Möbel Abächerli, Giswil	<b>UR</b>	Riesen, Brunnen
<b>SG</b>	Delta Möbel, Haag Finnshop, Wil	<b>VS</b>	Meubles Descartes, Saxon
		<b>ZH</b>	Wirz Wohnen, Neftenbach Pfister, Dübendorf Pfister, Winterthur Pfister, Zürich-Walche



# «DAS SILICON VALLEY HAT UNSER HIRN GEHACKT»

Sagte der ehemalige Google-Mitarbeiter Tristan Harris. Und jetzt? Sollen wir das Netz oder unser Hirn abschalten? Der Intimkenner der Zukunft gibt Antworten.



GESPRÄCH  
**HANNES GRASSEGER**  
 ILLUSTRATIONEN  
**RUEDI WIDMER**

Tristan Harris ist einer der einflussreichsten Menschen im Silicon Valley. Mark Zuckerberg hört auf ihn, ebenso der israelische Historiker Yuval Noah Harari. Der 34-jährige ist in San Francisco geboren, studierte Informatik in Stanford, gründete und verkaufte ein Unternehmen, arbeitete bei Apple, bei Google. Dort erkannte er, dass die Google-Computer Systeme entwickeln, um unsere Instinkte zu kontrollieren. «Das Silicon Valley hat unseren Verstand gehackt», verkündete er 2016 und prophezeite eine Art sozialer Klimakatastrophe, einen Zusammenbruch der Gesellschaft. Um das zu verhindern, müssten die Unternehmen umdenken und dafür sorgen, dass die Zeit, die wir auf Google, Netflix oder Youtube verbringen, nützlich und positiv wird – «Time Well Spent» ist Harris' Schlagwort. Er gründete mit anderen Tech-Aussteigern das Center for Humane Technology.

Wir treffen Tristan Harris in den gläsernen Räumen des Co-Working-Space im Mission-Quartier in San Francisco. Harris hat nur genau eine Stunde Zeit, dann muss er weiter; «ich muss die Welt retten», sagt er.

**Das Magazin:** *Herr Harris, wenn ich Youtube öffne – was passiert dann auf der anderen Seite des Bildschirms?*

Tristan Harris: Ein Supercomputer wird aktiviert, der, basierend auf Ihren Daten, einen Avatar von Ihnen öffnet, also eine simulierte Version von Ihnen. Youtube hat solche Avatare von jedem vierten Menschen auf der Erde. Es gibt also 1,9 Milliarden «Laborratten».

**Und was macht Youtube mit dieser simulierten Version von mir?**

Es setzt Ihrem Avatar Millionen verschiedener Videos vor und fragt: «Welches Video willst du als nächstes schauen?» Dann errechnet der Supercomputer die Videos, die Sie am längsten auf der Plattform halten werden, und diese erscheinen dann auf der rechten Seite Ihres Bildschirms als «Empfehlungen». Diese perfekt auf Sie zugeschnittenen Vorschläge sind der Grund, warum wir immer länger auf Youtube sind als geplant.

**Fernsehen schauen wir auch immer länger als gewollt. Was ist anders bei Youtube?**

Das Problem liegt darin, dass Youtube einen Hang zur Radikalisierung hat. Wenn ein Teenager mit einem Diätvideo beginnt, werden ihm als Nächstes Anorexievideos empfohlen. Wenn Sie ein Nachrichtenvideo zum 11. September schauen, werden als Nächstes Verschwörungstheorien und Sendungen von «Infowars» gezeigt – Youtube hat 15 Milliarden Mal Videos dieses radikalen Verschwörungskanals empfohlen! →

## **Nimmt irgendjemand diesen offensichtlichen Unfug auf Youtube ernst?**

Wenn nur einer von tausend Zuschauern das glaubt, ist das bei dieser Grössenordnung so, als ob man monatlich einmal Scientology gründen würde. Wenn Videos 15 Milliarden Mal vorgeschlagen werden, kommt es zu rund zwei Milliarden Views. Davon jeder tausendste – das gibt zwei Millionen neue Kultanhänger.

## **Warum werden mir nach dem Schauen eines 11.-September-Beitrags Sendungen von Infowars empfohlen?**

### **Warum hat Youtube diese Radikalisierungstendenz?**

Guillaume Chaslot, meine Teamkollege, der bei Youtube die Vorschlagsfunktion mitgebaut hat, hat das kürzlich erklärt: Weil die künstliche Intelligenz von Youtube die Nutzungszeit maximieren will, nimmt sie Powernutzer als Vorbild. Sie kopiert deren Verhalten. Und verstärkt es so. Kurz gesagt, lernt die KI von Freaks. Und die schauen extreme Inhalte.

## **Die Popularität von Verschwörungstheorien ist also maschinell produziert. Dieser Supercomputer – ist das eine künstliche Intelligenz?**

Genau. Manche fürchten ja, dass die KI zu einem Terminator wird, der uns alle tötet. Andere fürchten den Moment der «Singularität», in dem die Computer schlauer sind als wir. Was alle übersehen, ist, dass Maschinen etwas ganz anderes machen: Die Youtube-KI versucht nicht, dich zu töten, sie ist auch nicht schlauer als du, sie hat einfach deine Schwäche identifiziert: Sie weiss, was du als Nächstes schauen willst.

## **Noch vor wenigen Jahren rannten alle die Rolltreppen ungeduldig hinunter, heute stehen alle still, weil sie in ihre Telefone starren. Was hat das für Auswirkungen?**

Das Problem entfaltet sich in zwei Schritten. Das erste Problem ist, dass ich heutzutage sinnbildlich einen Stecker in die Rückseite deines Hirns stecken und dich an die Maschine anschliessen kann. Das heisst, ich kann dich süchtig machen. Das zweite Problem ist, was ich in deinen Kopf pumpe. Rund siebzig Prozent von dem, was die Leute auf Youtube sehen, sind Youtube-Empfehlungen. Wegen der genannten Radikalisierungstendenz der KI kann das theoretisch eine ganze Gesellschaft aufhetzen. Aber die KI hat keine Ahnung davon. Sie versteht nicht die Inhalte der Videos, die sie empfiehlt.

## **Sie haben früher für Google gearbeitet und dort an genau solchen Manipulationsmethoden gebastelt.**

Ich habe am Stanford Persuasive Technology Lab studiert, da lernen angehende Ingenieure, wie digitale Überzeugungstechniken funktionieren. Man studiert Verhaltensforschung, Konditionierung von Hunden – so etwas. Es geht um die Fähigkeit, Einstellungen, Überzeugungen und Verhaltensweisen zu beeinflussen, ohne dass die Nutzer es unbedingt wissen. Es geht da aber nicht um Politik. Eher um Konsum oder Netzverhalten. Bei Google war ich dann Produktmanager für Gmail. Ich arbeitete an den *task lists*, den Aufgabenlisten, die Menschen helfen sollen, das, was sie sich vornehmen, auch zu erledigen. Ich merkte aber bald, dass Gmail die



«Youtube hat einen Hang zur Radikalisierung»:  
Tristan Harris, 34, Silicon-Valley-Deuter.

Leute eher ablenkt als entlastet. Und dass Firmen wie Snapchat und Facebook begannen, das auszunutzen.

### **Was genau war daran heikel?**

Gmail funktioniert wie ein Spielautomat, es aktiviert unsere steinzeitlichen Instinkte, auf Neues zu reagieren. Google hatte unfreiwillig etwas geschaffen, das süchtig machte – und ablenkte: die reinploppenden E-Mails, der Ton, die Farben. Firmen wie Facebook bemerkten das und begannen, diese Effekte auszunutzen für ihre E-Mail-Benachrichtigungen über Aktivitäten auf deiner Facebook-Page. Die Effekte wurden zu einer Waffe im Kampf um die Aufmerksamkeit der Leute.

### **Bei Google hat man also sozusagen ahnungslos vor sich hin manipuliert. Haben Sie das infrage gestellt?**

Ja.

### **Und?**

Das war 2013. Niemand hatte damals das *big picture* gesehen. Nur wenige kannten überhaupt die Forschungsrichtung *persuasive technology*. Das ist nichts, was Ingenieurstudenten normalerweise lernen.

### **Noch mal: Wie haben Sie das infrage gestellt?**

Ich habe eine Präsentation erstellt: «Wir als Google haben eine moralische Verantwortung. Weil wir dieses Kabel ins Hirn von über einer Milliarde Menschen verwalten. Wir sind diejenigen, die eigentlich diesen Kanal kontrollieren.» Dann habe ich die Präsentation an etwa zehn Leute geschickt, um Feedback zu erhalten.

### **Was geschah dann?**

Als ich am nächsten Tag zur Arbeit kam, hatte ich zwanzig E-Mails mit Antworten. Google Slides zeigt die Anzahl der aktuellen Betrachter oben rechts. Es waren hundertfünfzig. Die Präsentation verbreitete sich im Unternehmen. Bald hatten Tausende sie gesehen. Am Ende waren es zehntausend. Sogar Larry Page.

### **Der Google-Mitgründer sah Ihre Kritik – und beförderte Sie zum leitenden Designethiker bei Google.**

Nun, bei Google kann man sich die Jobtitel selber geben. Ich nannte mich halt so. Und Google hat mich freundlicherweise dabei unterstützt, prinzipiell kriti-

sche Fragen zu stellen. Ich begann zu erkennen, dass hier bisher niemand wirklich über solche Fragen nachgedacht hatte wie: Was muss man schützen, damit Menschen sich frei entscheiden können?

**Sind Sie bei Google ausgestiegen, weil auch Ihnen die Fragen zu kompliziert waren?**

Nein. Zwei Jahre lang habe ich versucht, die Dinge von innen heraus zu ändern. Als ich Produkte wie Android ändern wollte, kam ich nicht weiter. Es war nicht so, dass jemand sagte: «Wir werden Geld verlieren, wenn wir uns ändern» – es wurde einfach nie zur Priorität.

**Nach Ihrer Präsentation wussten alle bei Google, dass man Leute abhängig macht, aber die Firma unternahm nichts?**

Viele haben genickt, aber es änderte sich nichts, weil es keinen Druck von aussen gab. Die Öffentlichkeit wusste ja nicht, dass es ein Problem gab.

**Was genau hätten Sie ändern wollen?**

Zum Beispiel, dass sich die Farben zur Schlafenszeit auf dem Homescreen zu Grautönen ändern. Dadurch wird man weniger angeregt, sein Telefon zu benutzen. Es wird einfach weniger interessant. Google hat das später tatsächlich umgesetzt. Das hatte einen riesigen Effekt auf Hunderte Millionen von Nutzern.

**2016 sagten Sie dann öffentlich: «Silicon-Valley-Unternehmen haben unseren Verstand gehackt.» Das ging um die Welt. Glauben Sie wirklich, dass wir fremdgesteuert sind?**

Gegenfrage: Weiss jemand, der in einer Sekte ist, dass er in einer Sekte ist?

**Sie glauben, wir seien alle nichts ahnende Mitglieder der Google-Sekte?**

Woher weiss ich denn, ob ich autonom handle? Was bedeutet es konkret, frei zu sein? Meine Identität ist doch ein Konstrukt. Nehmen Sie das Konzept «Ham and Eggs»: Es wurde in den 1920ern im Rahmen einer Marketingkampagne für Eier und Speck einfach als Frühstücksgeschicht vermarktet. Drei Generationen später denken die Leute, Eier und Speck – das gehöre zusammen. Ich meine: Wie viele unserer Überzeugungen sind eigentlich unsere eigenen? Wie viel haben wir wirklich selber entschieden?



**Etwas anderes. Haben Sie bei den Halbzeitwahlen gewählt?**

Ja, per Briefwahl.

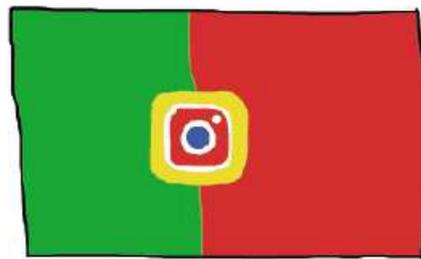
**Ich nehme an, die Informationen über Ihre Kandidaten haben Sie auf Youtube, Facebook, Twitter geholt?**

Ich habe mir von Personen und Organisationen, denen ich vertraue, die Positionen angesehen, um festzustellen, für wen ich stimmen soll. Die Frage ist ja: Wem vertraust du? Vertrauen ist so wertvoll, weil unsere Aufmerksamkeit begrenzt ist. Hier kommen wir zum Kernproblem, nämlich den Grenzen der menschlichen

Aufmerksamkeit. Früher war Information ein knappes Gut, heute ist es Aufmerksamkeit. Es geht darum, wer seine Zeit richtig einsetzt, um die Informationsflut zu meistern. Daher kommt unser Credo «Time Well Spent» [dt. Zeit gut eingesetzt].

**Können Sie ein Beispiel dafür geben, wie wir bei Wahlen ausgetrickst werden?**

Machen wir ein Gedankenexperiment auf Basis der vorhandenen Technologien: Sie analysieren die öffentlichen Beiträge von Social-Media-Nutzern und erfahren so, wie diese beispielsweise über Einwanderung sprechen. Nun produzieren Sie Artikel und Werbung in der jeweiligen Tonalität und spielen sie den Nutzern wieder zu. Im Grunde funktioniert alles Mikrotargeting so: Aus der Sozialpsychologie wissen wir, dass wir Meinungen eher mögen, wenn sie uns vertraut sind. Man nennt das soziale Homophilie: Man mag eher Menschen, die einem ähneln.



**Wie wendet man das an?**

Angenommen, du willst, dass der Absender einer Nachricht vertrauenswürdig erscheint. Nun könntest du die Profilfotos der Facebook-Freunde der Person, die du beeinflussen willst, verschmelzen und ein neues Gesicht erzeugen, dem die Person unbewusst vertraut, weil es ihren Freunden ähnelt. Ich kann die Reaktion auf das simulierte Gesicht testen wie bei den Youtube-Avataren, von denen ich vorhin sprach. Und dann kann man das selbe auch mit Stimmen machen.

**Wie bei Duplex? Dem Google-Experiment mit der lebens-echten Stimmimitation, die telefonisch einen Tisch reservierte, ohne dass sie als Roboter erkannt wurde?**

Genau, eine synthetisierte, vertrauenerweckende Stimme ruft dich an und vermittelt dir eine politische Botschaft, und zwar auf Basis deiner öffentlichen Social-Media-Posts. Sie führt ein Gespräch mit dir, sie scheint dich zu kennen und spricht mit einer Stimme, der du vertraust.

**Wird so was bereits praktiziert?**

In Ansätzen. Für mich geht es deshalb um den Schutz unserer menschlichen Instinkte. Denn wir können unseren Augen und Ohren nicht mehr vertrauen.

**Was kommt in den nächsten Jahren noch auf uns zu?**

Sie müssen nur Elemente zusammenführen, die es schon gibt. Kennen Sie den Slaughterbot [dt. Schlachtroboter]? Dort kombiniert man eine künstliche Intelligenz für Gesichtserkennung mit Waffen und Drohnen und hat einen automatisierten, fliegenden Killer.

**Wer kann uns vor solchen Entwicklungen schützen?**

Einerseits gibt es die werbebasierten Unternehmen, deren Geschäftsmodell es ist, Leute zu manipulieren: Youtube, Facebook, Twitter. Apples Geschäftsmodell ist anders. Sie verkaufen nur ein Telefon. Ich schlage vor, dass Apple und Google, also der Gerätehersteller und der Browser, auf unserer Seite stehen sollten. Denn sie haben die Macht, sie regieren die Aufmerksamkeitsökonomie. Deshalb habe ich, als ich bei Google war, dafür gekämpft, dass Google Verantwortung übernimmt.

#### **Was wäre das Gegenmodell?**

Apple und Google könnten sich sagen: Es wird versucht, Menschen mithilfe unserer Produkte zu manipulieren – also müssen wir die Privatsphäre der Menschen schützen! Das würde beispielsweise bedeuten, dass Apple nicht zulässt, dass andere Unternehmen die Gefühlszustände der Nutzer durch Telefonkameras lesen.

#### **Sie fordern seit einiger Zeit, dass wir einen digitalen Assistenten brauchen, der uns vor Fake News und anderem beschützt.**

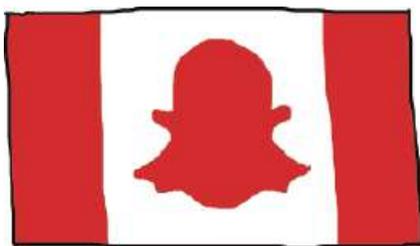
Das wäre die Antwort. Die Firmen müssen nicht nur bestimmte Sachen verhindern – sondern uns aktiv helfen.

#### **Wie sähe das denn konkret aus, beispielsweise bei Youtube?**

Wenn dir bei Youtube ein auf dich zugeschnittenes Video empfohlen wird, könnte dein KI-Helfer dich darauf hinweisen. Er könnte dir sagen: Dieses Video wurde so zusammengeschnitten oder manipuliert, dass die eigentlich friedlichen Demonstranten den Eindruck erwecken, sie seien gewalttätig.

#### **Und das könnten Google und Apple für uns machen?**

Die beiden wären dafür optimal positioniert. Die Leute sagen vielleicht: «Ich vertraue Apple nicht und Google auch nicht.» Aber wem vertraust du? Wer sonst kann dich schützen? Wir haben nicht viele Möglichkeiten.



#### **Also Siri würde meine Beschützerin werden?**

Nein. Das Betriebssystem muss das leisten. iPhone OS oder Android.

#### **Apple und Google als Schutzherren? Zeigt das nicht eher, wie weit wir den Tech-Firmen ausgeliefert sind?**

Es gibt zwei Methoden. Der unregulierte Ansatz: Die Menschen haben die freie Wahl. Wenn sie eine App aus dem App Store herunterladen, die Rattengift ist, lernen sie daraus und werden es nicht wieder tun. Oder: Das Unternehmen reguliert und erklärt: Wir wollen kein Rattengift in unseren App Store bringen.

#### **Ist derartige Kontrolle überhaupt möglich? Selbst wenn Google automatische Gesichtserkennungsanalysen verbieten würde – wie könnte man stoppen, dass wir analysiert werden, sobald wir ein Video ansehen?**

Statt zu versuchen, unsere Daten zu schützen, sollte Google aktiv die Privatsphäre unseres Geistes beschützen. Das wäre die Aufgabe des digitalen Helfers.

#### **Sie glauben, Datenschutz sei nutzlos?**

Wir unterliegen der Hybris, dass wir nicht beeinflusst werden können. Dass niemand uns besser kennt als wir selbst. Dass niemand uns manipulieren kann. Das ist die gefährliche Illusion, die wir aufrechterhalten. Yuval Harari und ich haben versucht zu zeigen, dass die Technologie uns zunehmend besser kennt als wir uns selbst.

#### **Und ausgerechnet jene Tech-Giganten, deren Computer uns so gut kennen, sollen uns schützen?**

Was ich meine, ist, dass die Tech-Riesen sich zurzeit als Hersteller eines neutralen Produkts verstehen, uns aber tatsächlich der Beeinflussung preisgeben. Ihr Produkt sollte sein, uns vor der Manipulation zu schützen.

#### **Was kann ich mir davon versprechen, einem Unternehmen meine Daten vertrauensvoll zu überlassen?**

Es kommt darauf an, wie wir das gestalten. Will ich meinem Arzt Informationen vorenthalten? Wenn ich Krebs habe, sicher nicht – dann möchte ich, dass er alles weiss, um mir bestmöglich zu helfen. Will ich, dass die Technologie alles über mich weiss? Nur dann, wenn mir garantiert wäre, dass sie mein Bestes will.

#### **Es gibt aber einen gewaltigen Interessenkonflikt zwischen mir und Facebook. Ich will mit meinen Freunden in Kontakt sein, Facebook will mit meinen Freunden Geld verdienen.**

Das Problem ist, dass Facebooks Geschäftsmodell Werbung ist. Facebook ist kein vertrauenswürdiger Arzt, eher ein korrupter Priester. Facebook hört die Geständnisse von zwei Milliarden Menschen, und der Supercomputer berechnet, was jeder Einzelne will, und dann verkaufen sie die Informationen weiter.

#### **Also kann man Facebook nicht vertrauen. Aber wenn man nun Apple und Google vertraut, wie Sie es vorschlagen, wer würde die beiden kontrollieren?**

Ich will ja gar nicht, dass Apple und Google eine «Regierung» bilden. Ich glaube nicht, dass Maschinen, die automatisiert unerklärliche Dinge für zwei Milliarden Menschen erledigen, sich um uns kümmern sollten. Das kann man nicht allein Maschinen machen lassen.

#### **Ich verstehe immer noch nicht: Wer kontrolliert, dass die digitalen Helfer von Apple und Google, die mich vor Fake News schützen sollen, das auch wirklich tun?**

Das ist auch wirklich kompliziert. Wir haben eine allgemeine Vertrauenskrise. Vertrauen wir einer Regierung? Nein. Einer Handvoll vierzigjähriger, weisser Ingenieure im Silicon Valley? Nein. Das Vertrauen muss Stück für Stück wiederaufgebaut werden. Vertrauen wird das neue Geschäftsmodell.

#### **Warum sollte Apple Macht abgeben und Verantwortung übernehmen?**

Niemand wird freiwillig Macht abgeben.

#### **Eben!**

2016 habe ich an einer TEDx-Konferenz die Philosophie «Time Well Spent» vorgestellt. Zwei Jahre später haben fast alle grossen Tech-Unternehmen sie in irgendeiner Form übernommen. Zuckerberg persönlich nannte sie im Januar 2018 als sein Firmenziel. Das liegt daran, dass wir enormen Druck ausgeübt haben. Die

Leute verstehen, dass ein Wandel kommen muss - wenn man ihnen aufzeigt, dass es hier um den Schutz der Menschheit geht. Technologieregulierung ist eine Menschenrechtsfrage.

**Auf Bühnen sprechen Tech-Leader über «Time Well Spent», aber im Geschäftsbericht prahlen sie mit Nutzungszeit-Steigerung. Ich glaube, die Tech-Unternehmen kommen durch Ihre Kritik eher in Expansionszwang. So viel Land wie möglich sichern, bevor die Regulation kommt.**

Eines Tages werden wir zurückblicken und sagen, dass das Geschäftsmodell der Werbemanipulation wie das Ölbusiness war. Es hat uns Reichtum, Wohlstand, Friends und Follower gegeben - und am Ende hat es uns alles genommen.



**Wie meinen Sie das?**

Es ist eine existenzielle Bedrohung für unser langfristiges Überleben, weil es das soziale Gefüge zerreisst. Wir kennen die Extrembeispiele aus Burma oder Sri Lanka, wo nach Hatestorms auf Facebook Massenmorde und ethnische Säuberungen durchgeführt wurden. Aber die Radikalisierung haben wir überall.

**Könnten die Unternehmen ihre KI kontrollieren?**

Bei zwei Milliarden Kanälen gibt es keine Möglichkeit, die Übersicht zu wahren. Aber das bedeutet nicht, dass du die Technologie komplett abschalten musst.

**Was also dann?**

Wenn man menschliche Schwachstellen identifizieren kann, kann man auch menschliche Schwachstellen schützen. Dazu muss sich das Geschäftsmodell ändern. Wenn sich Apple und Google um die Nutzer kümmern würden, anstatt uns zu manipulieren, wäre das eine Welt, in der wir leben wollen. Ich nenne das «humane Technologie». Es ist so was wie die Umweltschutzbewegung im Tech.

**Wenn Firmen keine Daten mehr sammeln, werden ihre Dienste kostenpflichtig. Wir sind es aber gewohnt, dass wir unsere Daten abliefern und dafür Google Maps gratis nutzen dürfen.**

Regierungen sollten diese Kosten decken. Es ist wie beim Klimawandel. Die Energiequellen, die wir zurzeit nutzen, bringen uns um, deshalb brauchen wir grüne Energiequellen. Und diesen Wandel muss jemand bezahlen. Humane Technologie könnte eine grüne Energiequelle sein.

**Warum nicht die Macht der Gesetze nutzen? Wie der europäische Ansatz der DSGVO [Datenschutz-Grundverordnung], die manche Formen des Datenhandels unterbindet?**

Europa ist besessen davon, sich vor einem weiteren Weltkrieg zu schützen. Die Gesetze sollen Bürger vor der Überwachung schützen, weil Überwachung Totali-

tarismus ermöglicht. Europa glaubt, wir befinden uns in einer Orwell-Dystopie. Ich glaube, wir sind in einer Huxley-Dystopie im Stile von «Schöne Neue Welt»: Die Menschen werden mit so viel Unsinn überflutet, dass sie nicht mehr erkennen, was wahr ist und was nicht. Die DSGVO schützt nicht vor einer solchen Desinformationsflut.

**Andere Aktivisten argumentieren, man sollte Unternehmen zwingen, ihre Algorithmen offenzulegen. Damit man sehen kann, was die Unternehmen mit unseren Daten machen.**

Daran glaube ich nicht. Stellen Sie sich vor, Unmengen Waffen wurden verteilt, und dann soll die Lösung sein, dass wir das einfach sichtbar machen - aber trotzdem werden weiterhin Waffen an alle verschenkt? Das ist nicht die Lösung.

**Zum Abschluss noch mal ganz grundsätzlich: Sie sagen einerseits: «Youtube hat unsere menschliche Schwäche identifiziert!» Und andererseits: «Youtube hat keine Kontrolle über seine künstliche Intelligenz.»**

Beide Aussagen sind wahr. Und stehen nicht im Widerspruch zueinander. Die Macht der Manipulation ist real. Und die Plattformunternehmen haben keine Kontrolle über die Art und Weise, wie das geschieht. Denn es geschieht bei zwei Milliarden Menschen. Aber selbst wenn sie die Einzelfälle nicht kontrollieren können, so könnten die Unternehmen in bestimmten Fällen sagen: Lass uns alle Deutschen dazu bringen, Angela Merkel zu wählen. Das könnten sie tun.

**Aber machen sie das auch?**

Nein, weil sie selber der libertären Illusion erlegen sind, dass sich alles von selbst lösen wird und dass ihr unkontrollierbarer Frankenstein irgendwie der Demokratie ähneln wird. Aber das wird nichts. Entweder bringen wir die Technologie wieder unter menschliche Kontrolle und richten sie darauf ab, uns zu schützen, statt uns auszubeuten. Oder wir lassen uns von ihr terrorisieren. Es ist ein zivilisatorischer Moment. Es gibt nur das eine oder das andere. DM

HANNES GRASSEGER ist Reporter von «Das Magazin»; hannes.grasseger@dasmagazin.ch.

## TEXT

KAI STRITTMATTER

«Sag mal, glaubst du, dass sie mich noch liebt?» Wang Lian blickte mich an. «Nein», sagte ich zum wiederholten Male. Er starrte an mir vorbei ins Leere, wie so oft in den vergangenen Monaten. Dann richtete er sich auf. «Und wann interviewst du endlich mich? Ich habe etwas zu erzählen!», rief er, das Paar am Nebentisch drehte sich um. «Von der Liebe und von diesem Land.» Wang Lian litt an beidem, und ich litt mit ihm: Wang Lian war mein ältester Freund in dieser Stadt. Wir haben zusammen gewohnt, zusammen die Chinesische Mauer erklimmen, zusammen auf dem Eis des Hinteren Sees deutschen Glühwein gekocht. Nun verbrachten wir meine letzten Tage in diesem Land zusammen. Es könnte ihn in Gefahr bringen, würde ich seine Klagen über China mit seinem echten Namen zitieren, Wang Lian ist ein Pseudonym.

Die Liste mit all den Dingen, die ich noch einmal tun wollte in den Tagen vor meiner Abreise, war Wang Lians Idee gewesen. Ich hatte die Liste im Taxi auf einen Zettel geschmiert und ihm zu lesen gegeben. «Gut», sagte er. «Aber wieso nur sechs? Du solltest dir sieben Dinge vornehmen. Sieben macht die Sache rund. Hat die Woche sechs Tage oder sieben? Die Weisen vom Bambushain, waren es sechs oder sieben?» – «Klar», erwiderte ich mit gespielter Begeisterung: «Im Politbüro der Kommunistischen Partei sitzen die Weisen schliesslich auch zu siebt.» Wang Lian schaute mich strafend an. Er hielt es lieber mit den sieben Freigeistern vom Bambushain, einer Gruppe von Gelehrten und Poeten, die sich der Legende zufolge im dritten Jahrhundert vor der Korruption der Welt in ihren Bambushain zurückzogen und mit Poesie, vor allem aber mit viel Wein dem Leben, der Schönheit und dem Mond huldigten. «Na gut», sagte ich. «Sieben.» Und schrieb eine Zeile dazu:

### 1. Noch einmal die in Öl geschwenkten Nudeln essen

Und deshalb sassen wir jetzt hier, vor Schüsseln so gross wie Babybadewannen. *You po gungun mian*, «in Öl geschwenkte Stocknudeln»: handgeschlagene, fingerdicke, knatschige Nudelwunder, angemacht mit etwas Sojasauce und Essig, gekrönt von einem Häuflein feerroter Chiliflocken, die kurz vor dem Servieren mit einem Löffel heissen Öls in die Nudeln gebrannt werden. Kennen gelernt hatte ich die Nudeln einst als Student, in der alten Kaiserstadt Xi'an, serviert mit dem damals allgegenwärtigen Weisskohl und dem über der Stadt liegenden Duft schwefliger Braunkohle. Mehr als dreissig Jahre ist das her, China hatte sich eben erst erhoben aus den Ruinen, in die Mao Zedong, der Mes-

sias, der Tyrann, es gestossen hatte, ein lange eingesperrtes Volk, das die Verheerungen der Kulturrevolution abschüttelte und sich nun der Welt zuwandte, voller Neugier und Taten-drang. Und die Welt, also ich, schaute zurück, mit mindestens so viel Entdeckerlust und grossem Appetit dazu: Die Nudeln machten mich schnell süchtig. Sie erleuchteten meine Jahre als Student in Xi'an 1986/87, sie begrüsst mich als alte Bekannte, als die SZ mich 1997 für acht Jahre als Korrespondent nach Peking entsandte, und sie tunkten so manchen tiefgrauen Tag in funkensprühendes Rot in den vergangenen sechs Jahren, denn 2012 kehrte ich als Berichterstatter nach China zurück. Meine Familie und ich machten damals dieses Haus in der Altstadtgasse, unweit der Verbotenen Stadt, zu unserem neuen Heim, und ich glaube, das hatte nicht wenig damit zu tun, dass sich ein paar Schritte davon ein Xi'an-Nudelladen befand, der schnell zu meiner Kantine wurde.

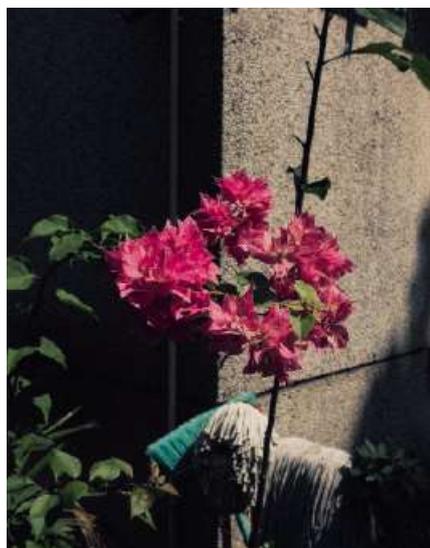
Es machte etwas mit uns, als sie den Nudelladen im Sommer vor einem Jahr zumauerten, die von der Stadtre-

# NOCH EINMAL DEN MOND BESINGEN

Unser Autor war vierzehn Jahre Korrespondent in China. Hier seine Liste mit den Dingen, die er noch einmal tun wollte, bevor er das Land verliess.

gierung geschickten Arbeiter, einfach zumauerten, zusammen mit all den anderen Garküchen, Lokalen, Kiosken und Friseursalons in unserer Gasse und all den anderen Gassen. Als die Arbeiter Ziegelstein um Ziegelstein aufeinanderschichteten, während viele der Ladenbesitzer, die lediglich sieben Tage Vorwarnung bekommen hatten, stumm und verzweifelt in ihren Ladenräumen stehen blieben, vor den Maurern und den sie begleitenden Uniformierten, und so Stück für Stück hinter den wachsenden Mauern verschwanden. Als wollten sie sich lieber lebendig einmauern lassen denn aus Peking abzuhausen, wie man es sie geheissen hatte.

Peking soll nämlich «schön» und «sauber» und «ordentlich» werden, und das kann es offenbar nur, indem man die Auswärtigen vertreibt, die aus der Provinz nach Peking Zugezogenen, die in den vergangenen Jahrzehnten ein Auskommen fanden, indem sie den Pekingern die Hochhäuser bauten, die Haare schnitten und das Gemüse verkauften. «Es geht um Respekt», sagte mein Friseur, der am Mor-



Der Pekinger Nachthimmel ist, anders als im Bild, in Tat und Wahrheit mehr grau als schwarz.

gen gerade rechtzeitig gekommen war, um mit seinem Handy zu filmen, wie die Arbeiter mit Vorschlagshämmern die Front seines Salons zertrümmerten, schräg gegenüber von unserem Haus. «Kannst du dir den Schmerz vorstellen?», sagte er. «Ich habe in dieser Stadt ein Geschäft aufgebaut, ein Leben, ich habe hier zwei Kinder bekommen, habe eine Tochter auf die Universität geschickt. Bin ich nicht auch ein Mitglied dieser Gesellschaft? Verdienen wir nicht auch Menschenwürde?» Ein Jahr lang hat er einen neuen Salon gesucht, währenddessen fuhr er Taxi. Nun gibt er auf, wie so viele andere, die das moderne Peking aufgebaut haben, nun aber nicht mehr erwünscht sind. Die Familie zieht nach Hause, in die Provinz Henan. Ein weiterer dunkler Fleck im Flickenteppich unserer Gefühle war das, die sich allmählich in unserer Brust verdichteten zu einem: Es reicht. Zeit auch für uns zu gehen.

Erstaunliche sechs Jahre waren das seit unserer Wiederkehr im Sommer 2012. Die Freiräume, die die Chinesen über die vorangegangenen Jahrzehnte hinweg erobert hatten, verschwanden einer nach dem anderen. Xi Jinping arbeitete seit seinem Amtsantritt Ende 2012 daran, die Partei noch ein Stück gottgleicher zu machen, als sie ohnehin schon immer gewesen war. Noch allwissender, noch allgegenwärtiger. Auch erbarmungsloser. In den ersten drei Jahren landeten sechs meiner Freunde, Bekannten und Interviewpartner im Gefängnis: Musiker, Journalisten, Rechtsanwälte. Eines Tages hing ein Plakat im Schaukasten des Nachbarschaftskomitees, das die Bürger in Comicform vor ausländischen Spionen warnte, am Beispiel einer hübschen Chinesin, die sich in einen blonden Gastwissenschaftler verliebt. «Gefährliche Liebe» stand als Titel darüber. Überall in der Stadt verschwanden auf Geheiß der Partei im vorigen Jahr Firmenschilder und kommerzielle Werbung von den Häusern und Wolkenkratzern, dafür tauchten neue rote Banner auf und Neonschriftzeichen: «Dem Kommando der Partei folgend/Erringen wir den Sieg.» Die Städte werden wieder rot. China macht wieder dicht.

Chili, rotes Gegengift. Man kann sich gut betäuben mit diesen Nudeln. *You po gungun mian* zu essen ist eine Erfahrung, die weit über das gewöhnliche Nudenessen hinausreicht. Pasta auf Speed, schwäbische Spätzle, die einer auf Feuerwerksraketen gebunden hat, so ungefähr. Sobald die Schüssel vor dir steht, tauchst du ab ins Fegefeuer, jauchzend, tauchst mit kitzelnden Lippen wieder auf, springst Trampolin auf dem Nudelbett. Schon die ersten Bissen heben einen hoch über Smog und Politik in eine Welt aus blauglitzernen Wolken und Engelsstaub. «Kellner!», rief Wang Lian. «Noch mal zwei Schüsseln!» Und zu mir: «Keine Widerrede! Das Schüsselchen hier reicht doch nicht, um dich über drei, vier Jahre Dänemark zu bringen.» Ein Posten in Kopenhagen wartete auf mich.

«Die Europäer holen sich ihre Krankheiten beim Sex, wir Chinesen holen sie uns beim Essen.» Schon ein paar Jahre her, dass mir ein Peking Soziologe diesen Satz in den Block diktiert hat. Es gibt so Sätze, die ein Reporter bei seiner Arbeit sammelt, die graben sich ein. Klar, denke ich seither,

Mit den Jahren ist unser Autor sehr chinesisch geworden: Er verlangt oft ein Glas warmes Wasser, wenn ihn jemand fragt, was er trinken möchte.



was uns der Sex, ist den Chinesen ihr Essen: Dreh- und Angelpunkt ihres Verlangens. Über die Jahre bin ich in einigem sehr chinesisch geworden. Ich verlange oft ein Glas warmes Wasser, wenn mich einer fragt, was ich trinken möchte. Ich finde nichts bei Zahnpasta, die nach grünem Tee schmeckt. Ich fahre wie selbstverständlich mit dem Velo gegen die Fahrtrichtung, gern auch auf dem Trottoir.

## 2. Noch einmal auf einer fliegenden Taube sitzen

Mein erstes Rad einst in Xi'an war eine *fei ge*, eine fliegende Taube. Ein schwarzes, schweres Rad, auf dem man majestätisch durch die Strassen glitt, so lange wenigstens, bis klirrend ein Teil der Bremse oder der Pedale auf den Asphalt schepperte oder man wieder einen Platten hatte, alle zweihundert Meter also. Eine Pekinger Freundin hatte jetzt noch so eine eiserne Taube im Keller stehen, klapprig und verrostet. «Auf eigene Gefahr», sagte sie. Achtzig Yuan, rund zwölf Franken Reparaturgebühr später sass ich drauf und schwebte, na ja: rumpel-

te durch die Dongzhimenwai-Strasse, die bonbonbunten Leihveloherden ebenso ignorierend wie die aberwitzigen Knäuel an den grossen Kreuzungen. Ob ich das auch vermissen werde? Das Talent der in ihrem Herzen anarchischen Chinesen, aus dem Nichts Chaos zu schaffen, das sich auf den Strassen offenbart, wo zwei aufeinander zufahrende Autos auf einer zuvor leeren Kreuzung genügen als Keimzelle für den herrlichsten Stau. Wer in der Schule nicht aufgepasst hat beim Zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, findet sie hier demonstriert, die wundersame Kraft, die Chaos schafft: wie die Welt sich scheinbar ohne äussere Einwirkung in sich selbst verwickelt und ihrer Auflösung entgegen taumelt.

Moment, vor dem Ende der Welt wollte ich auch noch einmal öffentlich pinkeln. Ich radelte auf der Taube zum Himmelstempel. Dort steht Pekings berühmteste Toilette. Bekannt wurde sie für die Klopapierausgabe, die nur noch per Gesichtserkennung funktioniert. Klopapier erhält, wer sein Gesicht vom Automaten scannen lässt. Pro Nase gibt es sechzig Zentimeter. Wer mehr braucht, muss neun Minuten lang warten. Gesichtserkennung ist ein grosses Ding in China. Das Parteiblatt «Renmin Ribao», die «Volkszeitung», schrieb vor einem Jahr stolz auf Twitter, die mittlerweile landesweit angebrachten Überwachungskameras des staatlichen «Himmelsnetzes» seien in der Lage, «jeden der 1,4 Milliarden Chinesen innerhalb von einer Sekunde zu identifizieren». Der Parteichef geht nicht nur mit einem Bein zurück zur leninistischen Diktatur der Fünfzigerjahre – das andere Bein streckt er weit in die Zukunft, er verpasst dem autoritären Staat ein digitales Update. Das Ding am Himmelstempel ist allerdings mehr Gadget als Überwachungsstaat. Ein verwirrendes dazu: Zwei, drei Minuten lang versuchte ich vergeblich, den Apparat dazu zu bringen, mir Papier auszuspucken. Da eilte ein freundlicher Wächter herbei: «Hier musst du drücken.»

Ich steckte das Papier ein und mass zu Hause nach: 62 Zentimeter. Manchmal ist der Staat über Erwarten grosszügig.

## 3. Einen verlorenen Freund wiederfinden

Gut, der Punkt hatte es als «schon erledigt» auf die Liste geschafft, das war nämlich in der Woche zuvor passiert. Der kleine Dong, ein gutmütiger, schlauer Bär mit traurigen Augen und einer Vorliebe für einsame Pianobars, war in meinen Anfangsjahren als Korrespondent nach 1997 mein bester Kumpan gewesen. Richtig schlau wurde ich nie aus ihm. Alle halbe Jahre schien er ein neues Auto, eine neue Freundin, eine neue Handynummer und einen neuen Job zu haben. Als wir 2012 nach Peking zurückkehrten, war er «Direktor Dong» und berichtete mir von seinem Plan, in Peking eine «Aristokratenschule» zu eröffnen: Er wollte verarmte europäische Adelige einfliegen lassen, die dann ungehobelten chinesischen Neureichen Manieren beibringen sollten. Aus der Schule wurde nichts. Einige Monate später war Dong verschwunden. Gerüchte machten die Runde, wonach er Schulden hatte bei mächtigen und vielleicht auch gefährlichen Leuten.

Jahrelang blieb er wie vom Erdboden verschluckt. War er untergetaucht? Auf der Flucht? Hatten ihn seine Gläubiger erwischt? Und jetzt, nach mehr als fünf Jahren Funkstille, im Monat meiner Abreise, eine Nachricht: «Hallo, Kai, hier ist Dong. Wollen wir uns treffen?» Mir fiel ein Stein vom Herzen, tot war er also nicht. Wir trafen uns in einem Zhejiang-Lokal und grinsten uns über in Fenchel eingelegte Bohnen und gedünstete Auberginen hinweg erst einmal sprachlos an. Wo zum Teufel warst du?, dachte ich, aber ich kriegte es nicht über die Lippen. «Im Gefängnis sass ich», sagte er schliesslich. «In Guangzhou. Über vier Jahre.» Er seufzte. «Vertragsstreitereien.» Dong, dessen echten Namen ich ebenfalls lieber nicht nenne, erzählte von überfüllten Zellen und sadistischen Wärtern, vor allem aber vom Gefangenenchor, den er dirigiert und zum Ruhme der Anstalt in diversen Sangeswettstreiten zu höchsten Ehren geführt habe. Dann sprach er von seiner neuen Freundin: einer Biologin in der Stammzellenforschung. Eine gemeinsame Firma wollten sie gründen, sagte Dong, und irgendwann auswandern. —>

Als wir hinausgingen zu Dongs Auto, hätten wir beinahe einen Streit begonnen mit dem Parkplatzwächter, weil der kein Bargeld nehmen wollte – bezahlen nur per App. Ich dachte an den Selbstversuch, den ich vor kurzem gemacht hatte: einen Monat lang durch Peking ohne Bargeld und ohne Kreditkarte, nur mit Bezahl-App. War natürlich kein Problem gewesen, in einer Stadt, in der einem schon die Bettler Pappdeckel mit Barcodes zum Scannen entgegenstrecken. Der wahrhaft mutige Selbstversuch wäre in Peking heute vielmehr der: einen Monat lang nur mit Bargeld durch die Stadt.

#### 4. Noch einmal mit Freunden den Mond besingen

Eigentlich war der Plan gewesen: «Noch einmal mit den Dichterkumpels Baijiu trinken», den berüchtigten chinesischen Hirse- oder Reisschnaps. Chinas Dichter sind seit Jahrtausenden stolze Trinker und selbst erklärte *liumang*, Tunichtgute. Dann allerdings teilte mir mein Freund Mang Ke mit, er betrinke sich gern mit mir, aber nur noch mit japanischem Whisky. «Baijiu haben wir gesoffen, als wir noch arm waren.» Seit Mang Ke vor ein paar Jahren in höchster wirtschaftlicher Not – schon wieder eine Scheidung, schon wieder ein Kind – umsattelte vom Dichten aufs Malen, ist er nicht mehr arm.

Wir einigten uns auf ein Abschiedsessen zum anstehenden Mondfest. Wenn der Mond so rund und so hell ist wie sonst nie. Wenn Freunde und Familie sich wiedersehen. Wenn sich der Kreis schliesst. Noch drei Tage bis zu meiner Abreise. Bing Bing lud mich und meine besten Freunde in ihren Klub auf dem Gelände des «798» ein, einst aufregende Künstlerfabrik, heute mehr Vergnügungspark. Als wir uns 1997 kennen lernten, hatte Bing Bing blonde Haare und eine Kneipe, in der Pekings Musiker-Untergrund zu Hause war. Heute ist sie Unternehmerin, trägt öfter mal Kostüm, aber ihr Lachen und ihre scheinbar unschuldischen Fragen, die auf den Kern des Ungesagten zielen und die Menschen um sie herum aus der Fassung bringen, sind die gleichen. Wir sassen um den Tisch und redeten über China.

Die Polizei habe gerade ihre Schule geschlossen, erzählte eine alte Peking-Freundin, schon seit vielen Jahren buddhistische Nonne: die Schule für tibetische Waisenkinder, die sie mehr als ein Jahrzehnt lang in der Provinz Yunnan mit Erfolg betrieben hatte. Mit zu grossem Erfolg wohl. Man habe ihr gesagt, die Schule sei «illegal» und «ungesund» für die Gesellschaft. «Aus ihrer Sicht», sagte die Freundin, «entzogen wir die Kinder der staatlichen Gehirnwäsche. Sie dulden das nicht mehr.»

Der Fotograf neben ihr war gerade von einer Schulung zurückgekommen: vier Tage in den Jिंगgang-Bergen, im Bürgerkrieg ein berühmter Rückzugsort der Roten Armee. Die ganze Redaktion seines Hochglanzmagazins war dorthin befohlen worden. Kurstitel: «Lass den Glauben dein Leben erleuchten!» Den Glauben an die heilige Mission der Kommunistischen Partei. Vier Tage lang gab es von morgens neun bis nachmittags um vier Uhr politische Schulung: die alten Heldentaten der Soldaten und Parteikader hier in den Bergen und die welterschütternde Vision des Steuermannes Xi Jinping in Peking. Sie mussten fleissig büffeln, am Ende wurden sie geprüft. Über die stets «grosse, glorreiche und korrekte» Partei. Über den Marxismus, der der Welt heute noch Leitstern sei. Über den Chinesischen Traum des Xi Jinping, der endlich die Wiedergeburt der grossen alten Nation Wirklichkeit werden lasse.

Vor der Abreise, erzählte der Fotograf, seien sie vom Seminarleiter mit diesen Worten zurück nach Peking verabschiedet worden: «Ihr werdet die Wirkung dieses gesegneten roten Ortes erleben wie andere vor euch: Wer von hier heimkehrt und sich Reichtum wünscht, der wird reich werden. Wer gesund werden möchte, dem wird Gesundheit geschenkt.»

«Himmel», sagte die Universitätsdozentin: «Jetzt ist das schon eine Religion.» Sie berichtete von ihrer Uni. «Die ideologische Arbeit bestimmt nun alles», sagte sie. Die Studenten würden von der Partei wieder zur Denunziation angestiftet. Vor ein paar Monaten habe die Parteizelle an ihrer Universität überraschend zum ersten

Mal einen *weifenfei* unter den Lehrern verteilt, einen «Stabilitätsbonus». Sie selbst habe 40 000 Yuan erhalten, gut 6000 Franken: weil sie im vergangenen Jahr nicht *ein* kritisches Wort über die Partei verloren hatte. «Es ist ganz einfach: Sie wollen dich kontrollieren», sagte die Dozentin. «Und? Kontrollieren sie euch?» – «Klar doch», antwortete jetzt der Ehemann: «Sonst sässen wir heute Abend nicht hier.»

Er erzählte von einem befreundeten Ehepaar, Akademiker auch sie, das seinem Sohn ein paar Tage zuvor aufgeregt mitgeteilt hatte, die Familie werde sich in diesem Jahr eine Auslandsreise leisten, und er dürfe seinen zwölften Geburtstag in Europa feiern. «Nein!», habe das Kind gerufen. «Ich gehe nicht ins Ausland. Meinen Geburtstag feiere ich nur im Vaterland!» Die Dozentin schüttelte den Kopf, fassungslos. «Was machen sie mit unseren Kindern?»

«Habt ihrs schon gehört?», fragte ich irgendwann in die Runde: «Der kleine Dong ist wieder da!» Ich berichtete von unserem Wiedersehen und vom Gefangenenchor. «Ich habe ihn vor ein paar Wochen im Fernsehen gesehen!», rief da der Glatzkopf Qi vom Ende der Tafel. Die Augen aller wurden jetzt noch grösser. Der kleine Dong – im Fernsehen? «Ja, in einer dieser Verbrechen-und-Recht-Sendungen im Staatsfernsehen», sagte Qi. «Sie haben Dong vorgeführt und interviewt, als Fallbeispiel für einen verurteilten Hochstapler. Er soll eine ganze Reihe von Frauen um ihr Geld betrogen haben. Er war so etwas wie ein Heiratsschwindler.» Ich starrte Qi an. «An einer Stelle hat der kleine Dong dem Interviewer gesagt: «Aber ich mochte sie doch alle, und sie mochten mich.»»

«Hey», sagte Bing Bing, «lasst uns auf die Dachterrasse gehen, den Mond anschauen.»

Der Mond hing fahl am Nachthimmel, der wie so oft in Peking mehr grau war als schwarz. Wir schwiegen, nicht allein des Abschieds wegen: Das China, das uns unser Leben lang begleitet hatte, das China von Reform und Öffnung, war nicht mehr. Wir tranken, bis uns nicht mehr bange war. Rotwein, aus Sichuan.

## 5. Noch einmal über die Liebe sprechen

«Es gibt in diesem Land kein Sicherheitsgefühl.»

«Es gibt hier keine Moral.»

«Es gibt hier kein Vertrauen.»

Keine Sätze hörte ich in den vergangenen sechs Jahren in China öfter als diese drei. «Da fehlt ein Satz», sagte Wang Lian: «Es gibt hier keine Liebe.» Wang Lian, mein seit Monaten vom Liebeskummer geschüttelter Freund. Ob mich das etwa wundere, fragte er, «dass in einem Land, in dem Glauben und Gewissen verkauft werden, auch die Liebe zum Verkauf steht»?

Wang Lian hatte die Schauspielerin mit achtzehn kennen gelernt. Sie war so alt wie er und so schön, dass sie in den Achtzigerjahren zum Star einiger Kinofilme wurde. Später heiratete sie einen reichen Bauunternehmer, noch später einen Professor am Konservatorium in Singapur, der früh starb. Drei Jahrzehnte vergingen, ehe Wang Lian sie wiedertraf, vor zwei Jahren war das, vor der Tür eines Restaurants. Sie zogen bald zusammen. Auf mich

wirkten sie wie ein ungleiches Paar: sie, die elegant und teuer gekleidete und dabei recht konventionelle Schöne, und er, der langhaarige Künstler in kurzen Hosen und Schlabbershirt, der seiner Gitarre schräge Töne und seinem Pinsel dunkle Striche entlockte. «Aber sie malt!», rief er begeistert. Ja, sie malte: brave Stillleben in Öl. «Und sie ist so schön!», rief er. In der Tat, das war sie.

Es traf ihn tief, als die Schauspielerin ihm eines Tages eröffnete, es sei an der Zeit, dass er ihr als Zeichen seiner Liebe ein Haus kaufe. Als er sie ungläubig ansah, fügte sie hinzu, zudem solle er ihr bitte von jetzt an eine Apanage überweisen, 200 000 Yuan im Jahr – etwa 30 000 Franken. Wofür sie das Geld brauche, fragte er, sie habe doch zwei Wohnungen in Peking und eine in Singapur? Das gehe ihn nichts an, sagte sie. Es sei seine Aufgabe als Mann, für sie zu sorgen.

«Dieses Land hat seine Werte verloren», sagte Wang Lian. «Hier zählt nur noch der Profit. Wenn du kein Loser sein willst, dann fährst du am besten einen BMW, der einen zweiten

BMW im Schlepptau hat. Keine hier liebt dich dafür, dass du ein gutes Herz hast. Es zählt nicht, wenn du weisst, wo Schönheit zu finden ist, wenn du dich mit Kunst und Musik auskennst. Alles, was in China zählt, ist Profit, Profit, Profit. Und die Liebe ist Teil dieses Spiels.» Dass Partnersuchende in China oft mehr rechnen als flirten, ist eine alte Klage. Die Romantiker unter meinen Bekannten waren oft auf die Nase gefallen, aber Wang Lian schlug nun den ganz grossen Bogen: «Wo ist das China von früher, das China, das den Dichter Li Bai anbetete, die Nation, die das Genie Du Fus unsterblich machte? Der Kommunismus ist tot, religiös dürfen wir nicht sein, die Partei erlaubt uns nur eines, weil es uns ablenkt: die Gier nach Geld. Die Gier hat dieses Volk zerstört, wir leben in einer pervertierten Gesellschaft.»

Ich musste an eine Umfrage denken, durchgeführt vom Marktforschungsinstitut Ipsos, das 2017 weltweit Menschen gefragt hatte, was sie in ihren Gesellschaften am meisten beunruhige. Die Antworten waren fast überall «Arbeitslosigkeit», «Korrup-

Die Partei huldigt seit ein paar Jahren wieder Marx und Mao und hat gleichzeitig Peking zur Milliardärshauptstadt der Welt gemacht.

«Eine geniale Komödie!» VARIETY



TEL AVIV  
ON FIRE

SAMER ZOABI

AB 7. MÄRZ  
IM KINO



trigon-film

tion» oder «Ungleichheit». China war das einzige Land, in dem die Bürger als ihre grösste Sorge den «moralischen Verfall» angaben.

Ob er schon daran gedacht habe, fragte ich dennoch vorsichtig, dass seine Schauspielerin vielleicht ohnehin hatte Schluss machen wollen? Wang Lian zögerte kurz. «Ja», sagte er dann. «Sie hat sich meiner geschämt.»

## 6. Noch einmal ins Kino gehen, Jia Zhangke schauen

Meine Lieblingsszene im chinesischen Kino ist aus Jia Zhangkes Film «Still Life» von 2006. Er spielt in einer städtischen Ruinenlandschaft. Der Film folgt einem Mann und einer Frau, beide auf der Suche nach ihren ehemaligen Partnern. Sie rauchen, sie essen, sie reden, sie schauen, sie gehen, sie rauchen. Und Suche ist hier jede Geste, Suche ist jedes Wort und jeder Blick. Die postapokalyptisch wirkende Abbruchlandschaft, durch die die Figuren irren, wirkt wie die Szenerie einer dystopischen Graphic Novel. Ein genialer Kunstgriff des Regisseurs, dass die Ruinenlandschaft dem Zuschauer immer präsent ist und doch im Film nicht ein einziges Mal zum Thema wird.

«Still Life» ist ein Autorenfilm, realistisch gedreht, lakonisch erzählt er von der Verlorenheit seiner Figuren. Gegen Ende dann, ganz ohne Vorwarnung, zündet im Hintergrund eines der Häuser Raketentriebwerke und hebt gen Weltraum ab. Einfach so, ohne dass einer der Protagonisten den Blick hinwenden würde und ohne dass der Zuschauer noch schockiert wäre. Da steigt halt ein Haus in den Himmel, na und?

Es wundert einen nichts mehr in diesem Land, für das die Schwerkraft ausser Kraft gesetzt scheint. Hier regiert eine Partei, die es den Drehbuchautoren des Landes verbietet, Zeitreisen in ihre Spielfilme zu schreiben, «aus Respekt vor der Geschichte». Gleichzeitig befiehlt diese Partei, atheistisch bis in die Knochen, dem Dalai Lama die Wiedergeburt – und zwar auf chinesischem Boden. Diese Partei huldigt seit ein paar Jahren wieder Marx und Mao und hat gleichzeitig Peking zur Milliardärshauptstadt der Welt ge-

macht. «Das hier ist China», sagt Cui Jian, Chinas berühmtester Rockmusiker: «Hier muss nichts Sinn ergeben.» Künstler wie Jia Zhangke spüren dem Sinn der Existenz an diesem Ort dennoch nach. Von der Sturheit der Liebe handelt sein neuer Film und vom Verrat, von Gangstern, von der Korruption und vom Durchstehen. Und davon, wie man sich am Ende einrichtet in erkalteter Asche. Kein Trost hier, nein; Überleben, immerhin.

## 7. Noch einmal die Himmelsleiter erklettern

Wang Lian war nicht mitgekommen nach Jiankou. Zuletzt war er mit der Schauspielerin hier gewesen, sie hatte Spitzenhandschuhe angehabt, als wir die Mauer erklommen, der Sonne wegen, die ihre bleiche Haut nicht bräunen sollte. Wilde Mauer ist das hier, zwei Stunden Fahrt vom Stadtzentrum, halb zerfallen, tiefe Schluchten, hohe Grate. Mein liebster Ort, meine Weltenflucht. Wang Lian hatte keine Lust auf noch mehr Erinnerungen, nun kletterte ich allein über einen an die Mauer gelehten dünnen Baumstamm auf die Einstiegszinne. Oben sass der Mauerbauer, also der Bauer auf der Mauer. Der da immer sitzt. Von dem sie unten im Dorf sagen, ihn habe einst der Blitz getroffen, seither sei er nicht mehr der Hellste im Kopf. Der sonst immer den zerschlissenen Schreibtischstuhl vor die hohe Wand gestellt hatte und darauf die selbst gezimmerte Leiter. Der uns dafür immer fünf Yuan abgeknöpft hatte, pro Kletterer. «Wo ist die Leiter?», fragte ich. Er zuckte mit den Schultern. «Die Partei hats mir verboten», sagte er. «Sie haben gesagt, ich würde hier Geld kassieren.» Deshalb nur ein Baumstamm, keine Leiter. «Hey!», rief er, als ich weiterwollte. Er deutete auf den Baumstamm und dann auf seine Kühlbox: «Kauf mir eine Cola ab!» Ich seufzte. «Macht zwanzig Yuan.»

Ich kletterte eine halbe Stunde lang, dann erreichte ich das Plateau, auf dem wir neulich mit den Kindern eine Nacht verbracht hatten. Wenn man einen der Türme erklommen hat, vielleicht sogar über die in die Wolken stossende Wand, die die Leute Himmelsleiter nennen, und hinabblickt auf Steilwände und endlose Gebirgszüge, dann versteht man, warum die Chine-

sen die etwa 5000 Kilometer lange Mauer einen Drachen genannt haben. Wie sonst soll dieses elegante Ungeheuer hier gelandet sein, auf aberwitzig schroffem Fels und schmalen Kämmen? Ist es überhaupt möglich, dass das hier menschengemacht ist? Wenn ja, zeigt einem die Grosse Mauer, wozu der Mensch fähig ist: zu Übermenschlichem und zur vollendeten Majestät. Vor allem aber: zu unmenschlicher Grausamkeit und vollendet majestätischem Unsinn. Sie ist der Stein gewordene Wille eines Herrschers, der dafür Heerscharen von Untertanen opferte. Ein auf Menschenfleisch erbautes Weltwunder, das seinen Sinn nie erfüllte: Die Barbaren, die Mongolen und die Mandschuren, überrannten China trotzdem. «Ein Wunder und ein Fluch» nannte die Grosse Mauer einst Lu Xun, der grösste Schriftsteller des Landes: «Das Alte und das Neue tun sich zusammen, um uns einzusperren. Wann endlich werden wir aufhören, der Mauer neue Steine hinzuzufügen?» An manchen Tagen, wenn Wolkengebirge am Himmel stehen oder Nebelschlieren über das Grün der Hügel aufsteigen und an den Wachtürmen zerreissen wie feine Seidentücher, ist es, als steige man in ein Gemälde. Dann ist das hier nicht nur der schönste Ort Pekings, sondern der Welt. Jetzt kann ichs ja verraten: Nein, vom Mond aus kann man die Mauer nicht sehen, wohl aber von der Mauer aus den Mond. Es ist wohl der einzige Ort rund um die Hauptstadt, wo man ihn wirklich sieht.

Am nächsten Tag fuhr ich zurück in die Stadt und packte. Ich bestieg den Zug und fuhr nach Hongkong. Beim Aussteigen war das Letzte, was ich von China sah, das Plakat zwischen Zugtoilette und Waggontür. «Der Sozialismus ist gut», stand da. «Jeder Tag bringt ein neues China.» DM

Von KAI STRITTMATTER erschien soeben: «Die Neuerfindung der Diktatur – Wie China den digitalen Überwachungsstaat aufbaut und uns damit herausfordert»  
redaktion@dasmagazin.ch

## WIE MAN MIT EINER EINZIGEN HERDPLATTE KOCHT



**Grösser, schneller, teurer: Küchen sind die neuen Autos. Aber gute Gerichte kann man auch in schlichten Küchen kochen, findet unser Autor.**

Kommt vor, dass mir Bekannte (oder solche, die es werden wollen) ihre Küchen zeigen. Küchen sind – seit es ein bisschen anachronistisch geworden ist, stolz um ein neues Auto herumzuspazieren, mit dem Fuss gegen den makellos gefüllten Reifen zu treten und abstrakte Grössen wie Hubraum, PS oder Reichweiten (E-Cars!) zu jonglieren – zu den neuen Autos geworden. Man kann hier wie dort mit dem Finger über gebürsteten Stahl streichen und auf Touchscreens raffinierte Prozesse in Gang setzen. Was auf der Strasse die Zeit ist, in welcher der Bolide von null auf hundert beschleunigt, ist auf dem Induktionsherd die Frist, binnen derer ein grosser Topf Nudelwasser zu kochen beginnt. Sogar das selbstfahrende Auto findet im (mehr oder weniger) selbstbackenden Ofen seine Entsprechung, und da beide gute Designer beschäftigt haben und viel Geld kosten, lassen sich trefflich Markennamen, Spezifikationen und Preise vergleichen.

Jetzt besuchte ich freilich gerade erst einen jungen Freund, der im Ausland eine kleine Wohnung gemietet hat, zu deren Ausstattung keine grossartige Küche zählt. Genau genommen besteht die Küche aus einer einzigen Herdplatte, die man mit einem Stromkabel an eine Steckdose ansteckt und auf der genau ein einziger Topf Platz hat.

Nun hat mein Freund durchaus ein Bedürfnis nach sowohl gesunder wie auch wohlschmeckender Nahrung, aber der Blick auf seine beschränkten Möglichkeiten erfüllt ihn mit Zweifeln. Geht hier was ausser Gemüsesuppe?

Nun empfinde ich Beschränkung seit jeher als Herausforderung, die Antwort heisst also: Ja. Klar geht was (und wenn Gemüsesuppe, dann nicht, ohne grob geschnittene Zwiebeln, Karotten und Lauchringe in Olivenöl anzuschwit-

zen, ehe sie mit Wasser aufgegossen werden; ein paar getrocknete Steinpilze dazugeben, das sorgt für Kraft und Farbe).

Aber selbstverständlich ist die Suppe nicht das Ende der Fahnenstange. Hier zwei Rezepte (je für zwei Personen), für die es nur einen vernünftigen Topf und etwas Hitze braucht.

### 1. Der späte Winterwursttopf

*nach einer Idee von Nigel Slater*

1 bis 2 EL Olivenöl in den Topf geben und erhitzen, bis das Öl zu duften beginnt. Dann 6 kleine, fette Bratwürste zugeben und rundherum bräunen. 2 Knoblauchzehen schälen, in feine Scheiben schneiden und dazugeben, bis sie goldgelb sind (dauert 1 Minute). 1 l Gemüse- oder Hühnerfond eingiessen (notfalls auch Wasser mit Bio-Suppenwürfel), 400 g kleine Linsen in den Topf geben (vorzugsweise Le Puy oder auch die kleinen, schwarzen Berglinsen). Die Flüssigkeit wieder zum Kochen bringen. Hitze verringern, Topf zudecken und 35 bis 40 Minuten köcheln lassen, bis die Linsen weich sind, aber noch Biss haben. Salzen und pfeffern.

Jetzt 50 g Rucola und 75 g Pecorino gemeinsam mit einem scharfen Messer zerkleinern, bis sich grün-weiße Krümel bilden. Linsen und Würste auf Teller geben und mit den Krümeln toppen, bis der Käse zu schmelzen beginnt.

Wichtig: Linsen nicht schon am Anfang salzen, das macht sie hart. Und: Es lohnt sich, alle paar Minuten ihre Konsistenz zu kontrollieren, weil sich Linsen sehr unterschiedlich verhalten. Kochvorgang beenden, sobald die Linsen die gewünschte Konsistenz erreicht haben.

Deftig, scharf und frisch.

### 2. Der frühlinghafte Oktopus-Kartoffel-Topf

*nach Margot Henderson*

Dafür sollten wir uns beim Fischhändler einen kleinen, bereits gewaschenen Oktopus (etwa 1 kg) holen, beim Gemüsehändler 1 kg festkochende Kartoffeln, 8 Knoblauchzehen und 1 Bund Petersilie. Ausserdem brauchen wir 1 TL Chiliflocken, 175 ml Weisswein, 100 g Tomaten aus der Dose, 125 ml Olivenöl und 100 ml Wasser.

Oktopus in 1,5 cm breite Streifen schneiden, die Tentakel ganz lassen (falls sie sehr gross sind, halbieren). Kartoffeln schälen und in 3 cm breite Stücke schneiden. Knoblauch in feine Scheiben schneiden, Petersilie hacken.

Olivenöl in einem grossen Topf erhitzen, Knoblauch, Petersilie und Chiliflocken dazugeben. Ein paar Minuten anschwitzen, dann die Hitze steigern und den Oktopus dazugeben. Nach etwa 5 Minuten (Rühren nicht vergessen, es soll nichts anbrennen) mit dem Wein ablöschen und diesen etwas reduzieren lassen. Jetzt die Tomaten, Kartoffeln und das Wasser in den Topf geben. Alles zusammen etwa 40 Minuten köcheln lassen, bis die Kartoffeln weich sind.

Cremitig, pikant, köstlich.

Und um noch einmal auf die Renommierküche zurückzukommen: Am beeindruckendsten, Freunde, ist immer noch das perfekte Gericht.

## LIEBER BAHNHOFKIOSK

Ich möchte mich kurz bei dir bedanken. Es ist nämlich so, dass ich zu den Menschen gehöre, die keinen Nervenzitter vertragen. Ich mag weder Horrorfilme noch Achterbahnen, sogar Wasserrutschen mit einer Länge von mehr als zwei Metern lassen mich nicht vor Freude aufschreien, sondern erschauern, treiben mir die Panik hinter die Brillengläser. Ich mag es ruhig. Ohne Stress. Deshalb bin ich auch gern immer etwas zu früh am Bahnhof, wenn ich auf den Zug muss. Dann stehe ich unter der grossen Anzeigetafel, blicke von dort auf meine Armbanduhr und sehe erleichtert: noch 53 Minuten bis zur Abfahrt. Was tun mit der Zeit? Genau: Ich statte dir einen Besuch ab und such mir eine Zeitschrift für die Reise aus. Deine Auswahl, sie ist gewaltig!

Die Zeitschrift «Naturarzt» lockt mit «15 Seiten Spezial Darmgesundheit», «Mysteries» mit «Unterdrückte Entdeckungen – Wird die Menschheit manipuliert?»; und vom Titel von «Backen mit und für Kinder» ruft eine glückliche Mutter mit lockigem Haar: «Wir backen uns schöne Momente und Leckereien!» – und das Kind auf ihrem Arm: «Backen mit Mama macht Spass!» Die «Greta» verspricht: «Entlarven jeden Lügner: Was Augenbrauen über den Charakter verraten... (machen Sie den Selbsttest)», zudem: «Apfelkuchen, die glücklich machen». Auf «My Illu» prangt auf dem Dekolleté von Maria Furtwängler: «Kleinere Männer haben mehr Pfeffer im Hintern», «Traumhaft cremig – Köstliche Käsekuchen». «Wenn schwarze Löcher weiss werden», berichtet «Space – Das Weltraum-Magazin». Vom Umschlag eines Krimimagazins («Wahre Verbrechen – Täter – Opfer – Abgründe») lächelt verführerisch Marilyn Monroe: «Der Mörder lag in ihrem Bett.» (Ich dachte erleichtert: besser «in ihrem» als «in Ihrem») «Caliber» bringt einen Testbericht zum Schnellfeuergewehr SIG Sauer MCX Virtus («Virtuos»).

Meine Aufmerksamkeit aber liegt schon beim nächsten Titel, denn bei «Endlich ich! Spass für mich!» strahlt Queen Elizabeth II vom Cover: «Heisse Gerüchte – Jetzt packt ihr Koch aus.» Rosarot leuchtet der Umschlag von «Mami» («Gefühle kann man lesen»). «Weltkrieg Erlebnisberichte» gibts im «Grossband» und in einer Titelgeschichte über den «Endkampf 1945 – mit dem Sturmbataillon «Charlemagne» in den letzten Kämpfen um Berlin» für nur drei Franken und 70 Rappen. «Visionen (Einfach. Besser. Leben)» buhlt mit «Mystisches Mallorca». «Nonne trifft Hipster – Gespräche zwischen Kirchenbank und Barhocker» verspricht die Zeitschrift «Lebenslust», zudem: «Als CIA-Agentin im Irak».

Sehr sagt mir der Hefttitel «Zeit für mich – Gefühltes Alter: Jung!» zu, weniger die Titelstory («Ich wäre gern Oma»). Magisch klingt «60 Jahre RhB-Lokomotiven Ge 6/6 II» der «Eisenbahn-Revue», eben-



so wie «Gretchenfrage: Rüde oder Hündin?» von «Hund & Jagd (kompetent – kritisch – unabhängig)». «Bayolino» heisst ein Magazin für junge Fans des FC Bayern (ich bin beides nicht, bin es nie gewesen). «Wieder da! Spass am Sticken!» verspricht «Tina Kreativ»; «Österliche Torten & Menüs» die «Frau von Heute»; «So gut, so günstig – Von Wrap-Auflauf bis Toskana-Hähnchen-Pfanne» die neue «Lisa».

Eine Herkulesaufgabe: Für welches Magazin sollte ich mich entscheiden? Da gab es auch noch «Sudoku – Extra leicht» sowie praktisch kleinformatige Sammelbände von Western-Kurzromanen aus der Serie «Winchester (Männer – härter als der Tod)» und «Lassiter – Der härteste Mann seiner Zeit». Einen guten Western hatte ich schon länger nicht mehr in der Hand. Auf dem Umschlag las ich: «Diese Western-Helden enttäuschen nie! Harte Zeiten werden gemeistert durch handfeste Männer.» Das sprach mich an, denn auch ich bin ein Mann – zu grossen Teilen wenigstens. Nach langem Hin und Her griff ich den «Lassiter», eine Schachtel Kaugummizigaretten und trat zurück in die Bahnhofshalle. Wieder blickte ich auf die Uhr. Die Eisenbahn war längst abgefahren. Aber das war nicht schlimm.

Du, lieber Bahnhofskiosk, bist eine Zusammenfassung der Interessen, Sehnsüchte und Leidenschaften der Menschen. Es ist ganz so, als wäre das Äussere der Erde nach innen gestülpt und auf deine Regale verteilt. Du bist ein Abbild der Welt.

Howdy! Yee-haw! Max

PS Song zum Thema: «Surfing Magazines» von The Go-Betweens vom Album «The Friends of Rachel Worth», 2000.

«Das Magazin»  
ist die wöchentliche Beilage  
des «Tages-Anzeigers»,  
der «Basler Zeitung», der «Berner  
Zeitung» und von «Der Bund».

**HERAUSGEBERIN**  
Tamedia AG, Werdstrasse 21  
8004 Zürich  
Verleger: Pietro Supino

**REDAKTION Das Magazin**  
Werdstrasse 21, Postfach  
8021 Zürich  
Telefon 044 248 45 01  
E-Mail: redaktion@dasmagazin.ch

**Chefredaktor:** Finn Canonica,  
Bruno Ziauddin (Stv. Chefredaktor)  
**Redaktion:** Sven Behrlich,  
Mikael Krogerus, Anuschka Roshani,  
Paula Scheidt  
**Artdirektion:** Nathan Aebi  
**Bildredaktion:** Dorothea Fiedler  
**Abschlussredaktion:** Isolde Durchholz  
**Redaktionelle Mitarbeit:**  
Christof Gertsch, Hannes Grassegger,  
Max Küng, Trudy Müller-Bosshard,  
Christian Seiler, Jan Christoph Wiechmann  
**Honorar:** Claire Wolfer

**VERLAG Das Magazin**  
Werdstrasse 21, Postfach, 8021 Zürich  
Telefon 044 248 41 11  
**Verlag:** Marcel Tappeiner (Leitung),  
Louisa Gisler, Gabriela Wettstein  
**Tamedia Advertising:**  
Philipp Mankowski (Chief Sales Officer),  
Adriano Valeri (Head of Advertising),  
Jean-Claude Plüss (Head of Sales)  
**Sales Administration Print:**  
Gabriela Holenstein (Department Manager)  
**Anzeigen:** Tamedia AG  
Werdstrasse 21, Postfach, 8004 Zürich  
Telefon Deutschschweiz  
+41 44 248 42 30  
anzeigen@dasmagazin.ch,  
www.advertising.tamedia.ch  
**Trägertitel:**  
«Tages-Anzeiger», Werdstrasse 21  
Postfach, 8021 Zürich, Tel. 044 404 64 64  
abo@tagesanzeiger.ch;  
«Berner Zeitung», Tel. 0844 844 466  
abo@bernerzeitung.ch;  
«Basler Zeitung», Tel. 061 639 13 13  
abo@baz.ch;  
«Der Bund», Tel. 0844 385 144  
abo@derbund.ch;  
**Nachbestellung:**  
redaktion@dasmagazin.ch

**Ombudsmann der Tamedia AG:**  
Ignaz Staub, Postfach 837, 6330 Cham 1  
ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

**Bekanntgabe von namhaften  
Beteiligungen der Tamedia AG**  
i.S.v. Art. 322 StGB:  
Actua Immobilien SA, Adagant AG,  
autorcardio AG, 20 minuti Ticino SA, Adextra  
AG, Basler Zeitung AG, Berner Oberland  
Medien AG BOM, BOOK A TIGER  
Switzerland AG, CIL Centre d'Impression  
Lausanne SA, DJ Digitale Medien GmbH,  
Doodle AG, Doodle Deutschland GmbH,  
dreifive AG, Konstanz, dreifive GmbH, Wien,  
dreifive (Switzerland) AG, DZB Druck-  
zentrum Bern AG, DZZ Druckzentrum Zürich  
AG, Edita S.A., Goldbach Audience Austria  
GmbH, Goldbach Audience (Switzerland) AG,  
Goldbach Austria GmbH, Goldbach Digital  
Services AG, Goldbach DooH (Germany)  
GmbH, Goldbach Germany GmbH, Goldbach  
Group AG, Goldbach Management AG,  
Goldbach Media Austria GmbH, Goldbach  
Media (Switzerland) AG, Goldbach SmartTV  
GmbH, Goldbach TV (Germany) GmbH,  
Goldbach Video GmbH, Homegate AG,  
ImmoStreet.ch S.A., Jaduda GmbH, JobCloud  
AG, Jobsuchmaschine AG, Jointvision  
E-Services GmbH, LZ Linth Zeitung AG,  
Meekan Solutions Ltd., MetroXpress  
Denmark A/S, Neo Advertising AG, Olmero  
AG, ricardo.ch AG, ricardo France Sàrl, Schaefer  
Thun AG, Starticket AG, swiss radioworld AG,  
Tamedia Espace AG, Tamedia Publications  
romandes SA, Trendsales ApS, Verlag Finanz  
und Wirtschaft AG, Zürcher Oberland Medien  
AG, Zürcher Regionalzeitungen AG

EINE MARKE VON TAMEDIA



## Wie die Kampfkunst Wing Chun das Leben von MIKE FELDER (50) veränderte.

Zusammengezählt verbrachte ich mehrere Jahre auf der Terrasse des Grossmeisters Lo Man Kam in Taipeh, Taiwan. Die Terrasse war Trainingsraum und Schlafsaal zugleich – und auch noch die Versäuberungsanlage für seine Hunde Leisu und Leisi; man kann sich den Gestank vorstellen. Nachts wimmelte es dort von Kakerlaken und Ratten, ich nähte mir ein Leintuch zusammen, aus dem nur der Kopf herauschaute, und streifte eine Mütze über. Einmal glaubte ich, von einem exotischen Insekt gestochen worden zu sein oder versehentlich LSD verschluckt zu haben, ich war wie auf einem Trip, bis mir ein frühmorgendlicher Anruf beim schweizerischen Tropeninstitut zur Kenntnis brachte, dass mein Tatami, meine Liege aus Plastik, freundlicherweise mit Insektizid der Giftklasse fünf eingesprüht worden war.

Mein Lehrer Lo Man Kam wurde von Ip Man nach Taiwan geschickt, um dort Wing Chun, den speziellen Kung-Fu-Stil, zu unterrichten. Der legendäre Ip Man, über den mittlerweile auch schon einige Filme gedreht wurden, war Bruce Lees Lehrer; das ist also die Traditionslinie, der ich angehöre.

Vormittags übten wir dreieinhalb Stunden nur Formen ein, festgeschriebene Bewegungsabläufe, mithilfe derer der Körper sich Distanz und Position eingewöhnt. Nachmittags trainierten wir Chisao, der Ausdruck bedeutet «klebende Hand», es ist das Herzele-

ment unseres Stils, eine Gefühls- und Reflexschulung. Man gewinnt dadurch umfassende körperliche Bewusstheit und lernt, sich nicht mehr vom Auge, von den Emotionen und den immer gleichen Hirnmustern verleiten zu lassen. Stattdessen gelangt man zu einer unverfälschten Wahrnehmung und vermag angemessen auf äussere Impulse zu reagieren. Zuerst natürlich im Kampf, aber im Laufe der Zeit transformiert Wing Chun auch den Charakter – das sehe ich an meinen Schülern. Wir Menschen wissen eigentlich alle, dass man auf Druck nicht mit Gegendruck antworten soll, kriegen den Mechanismus aber im Alltag doch nicht immer unter Kontrolle. Das ändert sich mit dem Wing-Chun-Training, da lernt man auf kluge Art nachzugeben. Die Emotionen werden kanalisiert, damit auch kultiviert. Natürlich werde auch ich noch immer über die gleichen Sachen wütend – aber meine Reaktion darauf hat sich geändert.

Ursprünglich brachte mich ein Freund zum Kampfsport, mich zog die Logik des Systems an. Man braucht Körper und Hirn. Ich war in der Unihockey-Nationalmannschaft, auch ein guter Fussballer und Tennisspieler, aber es war nicht befriedigend. Im Wing Chun erkannte ich, dass ich noch lang nicht an meine Grenzen gekommen war. Bei meinem ersten Aufenthalt in Taiwan lachte Lo mich aus, ich sei «a piece of wood». Von da an machte ich erst einmal nur noch, was er sagte, wie ein Roboter. Eigentlich hat er uns ausgebeutet und tyrannisiert – und doch war er der einzige taugliche Lehrer. Wenn man stur die Formen, die Abläufe trainiert, sickert das Können schliesslich ins Innere, erwacht zu eigenem Leben. Immer wenn ich auf die Nase bekam, habe ich genau da angesetzt, um mein Wissen zu vertiefen. Allerdings habe ich mir so insgesamt vierundzwanzig Knochenbrüche geholt.

Ich unterrichte nun seit dreissig Jahren und tue es noch immer mit ganzer Leidenschaft. Tagsüber gebe ich Privatstunden, am Abend Gruppenunterricht; zu mir kommen Pfarrer und Studenten, Köche und IT-Leute, Polizisten und Ärzte – ein lebendiger Mix. Aber ebenso gern bin ich daheim auf dem Hof Wiesentäli, auf dem ich mit meiner achtzehnjährigen Tochter Jasmine lebe. Morgens um fünf bin ich im Stall bei den Kühen, am Nachmittag kontrolliere ich die Bienen. Ich schätze traditionelles Wissen generell sehr. Der Bauer hat mir vieles beigebracht über Futterwiesen, Traktoren und Aussaat; dieses Wissen ist Gold wert. Jetzt produziere ich Milch und Honig – ein schönes Bild, oder?



# PEACE

ZWISCHEN MENSCH UND KLIMA



**Jetzt spenden: Gemeinsam schützen wir das Klima und die Heimat des Eisbären.**

\* Mit dem Senden der SMS spendest du Greenpeace deinen Wunschbetrag und stimmst zu, dass Greenpeace dich kontaktieren darf. Die Kosten der SMS entsprechen deinem Handyvertrag.

**GREENPEACE**